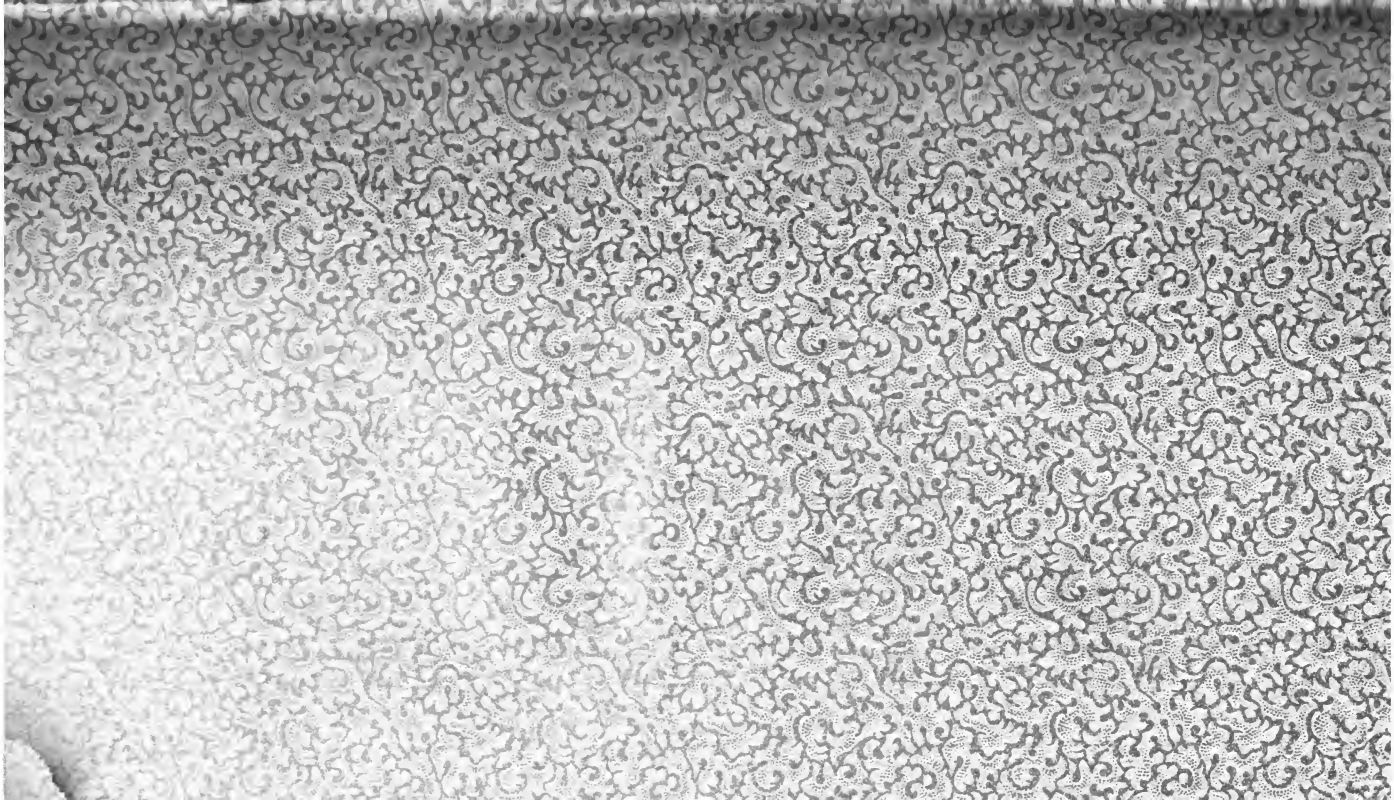
The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838
G6
1827-35
v.35

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Fünfunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Benvenuto Cellini. Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb. S. 5

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I und verreist mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt. S. 9

Drittes Capitel.

Der Verfasser kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt, und sein Profil von ihm bossiren läßt. — Das Klima ist ihm schädlich, und er wird krank. Er speist junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt. S. 24

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrießlich, entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweis't. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. S. 35

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn. S. 49

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, bellehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung

mit dem Könige bei dieſer Gelegenheit. — Madame d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bei ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken; aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madame d'Eſtampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie verſucht ihm die Gunſt des Königs zu entziehen; aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil. S. 64

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der Franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe auf's äußerſte gebracht verwundet die Gegenpartey und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betriegt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen. S. 80

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwiſchen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er

nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen. S. 94

Neuntes Capitel.

Madame d'Estampes, in der Absicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begibt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Mahler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio. S. 112

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft. S. 122

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt der ihm die Hinterlist des Cardinals von Ferrara und seiner zwey Gesellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Pet Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet. S. 157

Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister. S. 147

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs bei'm Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen. S. 158

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an. S. 172

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung. S. 185

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet. S. 201

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs

Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verläumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es bei'm Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin. S. 217

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camalboli. S. 231

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Länd kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Persens. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag. S. 250

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinell stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt. S. 266

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes

Unrecht das er von dem Magiſtrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in ſeinem Rechtsſtreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin beſuchen ihn, als ſie von Piſa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieſer Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin verſöhnen ſich mit ihm und verſprechen ihm alle Art von Beiſtand und Aufmunterung. — Da er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht findet, iſt er geneigt einem Vorſchlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm ſey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis ſtirbt, worüber am Florentiniſchen Hof große Trauer entſteht. — Cellini reiſt nach Piſa. S. 287

Benvenuto Cellini.

Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erschien, der, als er dem Papst seine Aufwartung machte, so lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendessens kam. Nun war der Papst ein sehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzosereyen sprechen, weil man bei solchen Gelegenheiten sich freier über viele Dinge als sonst herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugsam kannte, sehr ausführlich sprach, gefiel dem Papste außerordentlich, der sich, wie er alle Woche einmal that, bei dieser Gelegenheit betrank, von welchem Rausch er sich denn gewöhnlich sogleich befreite, indem er alles wieder von sich gab.

Da der Cardinal die gute Disposition des Papstes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs

auf das nachdrücklichſte und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äußerte, ſo ſagte er mit großem Lachen zum Cardinal: Nun ſollt ihr ihn gleich mit euch nach Hauſe führen! Darauf gab er ſeinen beſondern Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weiſe aus dem Gefängniß gelaſſen. Es kam der Befehl des Papſtes und zwey der erſten Edelleute des Cardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten ſie mich aus dem Gefängniſſe, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unſchätzbarer Freundſchaft empfing, mich gut einquartiren und ſonſt auf's beſte verſorgen ließ. Herr Antonio, der neue Caſtellan, verlangte, daß ich alle Koſten, nebſt allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen ſollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wiſſen, was ſein Bruder, der Caſtellan, zu meinen Gunſten verordnet hatte. Das koſtete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber ſagte mir, ich ſolle nur gutes Muthes ſeyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb ſey; denn wenn er mich nicht ſelbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, ſo wär' ich wohl niemals herausgekommen; er höre ſchon, daß der Papſt ſich beklage, mich losgelaſſen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, beſuchte mich unter andern werthen Freunden ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes, und wollte mir alles zurückgeben; ich aber verſetzte, ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen wo ſie ſicherer ſtünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen daß er es behielt. Da ich nun aus dem Caſtell befreit wurde, fand ſich's, daß er verdorben war und ich verlor meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn ſchrieb, und mir dreymal ſagte, ich ſollte ſchweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte wer es war, alles was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete ſo deutlich und genau, daß ich nichts anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die gröſſer iſt als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen, und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbaret hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein um's Haupt geblieben, den jederman ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Graſe liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien wo die Nebel viel häufiger ſind; deſſen ungeachtet aber ſeh' ich ihn auf alle Weiſe, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht ſo gut wie in jenen Gegenden.

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I und verreis't mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals von Ferrara mich befand, gern von jederman gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten, denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwey Römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Ascanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwey Tage auf das freund-

schaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Ascanio mit mir. Unterweges fingen wir an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pocal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, deßgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwey Geschichten, einmal wie St. Johannes in der Wüsten predigte, und

dann wie St. Ambrosius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Geißel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß jederman sagte, ich habe den großen Lautitio übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte bei Gelegenheit dieses Salzfasses viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, sehr zufrieden von den Zeichnungen welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: Benvenuto! die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll, deßwegen magst du entscheiden, der du sie in's Werk zu setzen hast. Darauf sagte ich: Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessen ungeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen Prinzen, oder zu seinen eigenen Kindern? so wird er gewiß gestehen, daß er

dieſe letztern vorziehe; ſo habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunſt hervorbringe, daher was ich euch zuerſt vorlegen werde, hochwürdigſter Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung ſeyn, denn manche Sachen ſind leicht zu ſagen, die nachher, wenn ſie ausgeführt werden, keinesweges gut laſſen; und ſo wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und verſetzte: Ihr habt geſagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiderte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunſt, und es ſtand ihm ſehr wohl an, denn er war ſchön anzuſehen, von Körper wohlgeſtaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Ceſano war gerade das Gegentheil, ſo häßlich und ungefällig, und nach ſeiner Geſtalt ſprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorſtellen ſollte, mit allerlei Galanterien umher, und alles ſehr ſchicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich ſolle eine Amphitrite vorſtellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu ſagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Unterſatz, ungefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer ſich mit der Erde verbindet, machte ich zwey Figuren einen guten Palm groß, die mit verſchränkten Füßen gegen einander ſaßen, ſo wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen ſieht.

Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwey trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel, und sagte: Das Werk ist in zehen Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht

machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: Wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: O wann wird das Geschwinde doch kommen? Der Cardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Cardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Ascanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen, und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Flo-

renz, das war der gröſste, und dabei ſeine ſchönſte Reiterey. Er ſagte mir, wenn ich auf der Reiſe ſicher ſeyn wollte, ſo ſollte ich ſie mit ihm zurücklegen, wo nicht, ſo könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daſs ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geſchehen muſs, was im Himmel beſchloſſen iſt, ſo gefiel es Gott, daſs mir meine arme leibliche Schweſter in den Sinn kam, die ſo viele Betrübniſs über mein groſses Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtiſſin, die andere Schaffnerin, ſo daſs ſie die reiche Abtey gleichſam beherrſchten. Sie hatten auch um meinetwillen ſo viele ſchwere Leiden erduldet, und für mich ſo viel gebetet, daſs ich für gewiſs glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieſer guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beſchloſs ich nach Florenz zu gehen, und ſtatt daſs ich auf dieſem Wege, ſo wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals die Reiſe hätte umſonſt machen können, ſo gefiel es mir noch beſſer, für mich und in andrer Geſellſchaft zu gehen. Den heiligen Montag reiſ'ten wir zu drey von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meiſter Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen ſehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich geſagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaſst haben; und doch hätte es mir bei Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohl-

bewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reis'te, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reis'te ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstage um zwey und zwanzig nur ungefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind

genug,

genug, doch ritt ich keineswegs poſtmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, beſprach Zimmer für fünf Perſonen und ſchickte das Pferd nach der Poſt, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunter zu nehmen.

Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er verſicherte beſtändig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth wo ich wohnte: Ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut als daß er Kiſſen und Steigbügel behält, denn einen ſolchen beſtialiſchen Mann hat es noch nicht in unſerer Stadt gegeben, und er hat zwey Söhne bei ſich, die tapferſten Leute, und als Soldaten noch weit beſtialiſcher denn er. Drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege ohne euch weiter mit ihm einzulaſſen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kiſſen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich ſehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armſchienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchſe auf dem Sattel hatte, erregten die großen Beſtialitäten, die der tolle Menſch mir hatte ſagen laſſen, in mir nicht die

geringſte Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Ermel zu tragen und auf meinen Römiſchen Burſchen hatte ich ein beſonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, ſo lange wir in Rom waren, die Waffenſtücke nicht abgelegt hatte. Auch Ascanio, ungeachtet ſeiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Poſt Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Geſellſchaft hinter mir, ritt auf ihn los, und ſagte ganz gelaſſen: Poſtmeiſter, wenn ich euch verſichre, daß ich euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kiſſen und Steigbügel, die doch mein ſind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf eine tolle beſtialiſche Weiſe, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich verſetzte: Wie, ſeyd ihr nicht ein Chriſt? und wollt am heiligen Charfreitage euch und mir ein ſolches Aergerniß geben? Er verſetzte: daß er ſich weder um Gottes- noch um des Teufelsfreitag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indeſſen ergriffen hatte, zuſammt mit meinem Schießgewehr zu Boden ſchlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Saneſiſcher

Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Partey nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen in's Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging; die Kugel traf den Bogen des Thors, schlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen schnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere

machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum besten pariren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geschwind galoppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spaße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren wär? und Ascanio sagte: Paul sey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan. Da antwortete ich: Wohl erst diesen Morgen? so trägt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefährlichen Orten, wo man sie

eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir widerfährt geschieht dir recht und du bist Schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder; jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn niemand sey beschädigt, Pauls Wunde sey nicht tief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns bei'm ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns dießmal verlassen. Darauf versetzt' ich: Da ihr zufrieden seyd, so will ich mich auch beruhigen; und, indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt euren Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir sicher seyn. Darauf sagte der Mailänder: Der Henker hole die Sünden! das Uebel begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen

Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren sogleich zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterey gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, so gut man ihn daselbst haben konnte, und ließ Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Hierauf erschien Meister Cherubin und der närrische Mailänder, der nur immer sagt: Hole der Henker alle Händel! Er betrübte sich daß er excommunicirt sey, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erstaunend garstig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachsen; da nahm sich erst seine wunderliche Mailändische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus, und gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anstatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem seiner Worte lustig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derselbe schon drey Stiche gethan hatte, sagte der Patient: er möchte inne halten, und sollte ihm nicht etwa gar aus bösem Willen das Maul

ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade so viel sollte man offen lassen, daß der Löffel durchkönne, und er zu dem Seinigen käme.

Bei diesen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erst das Lachen recht los, und so kamen wir mit der größten Lust nach Florenz. Wir stiegen bei'm Hause meiner armen Schwester ab, die uns sowohl als ihr Mann auf's beste empfing und bewirthete. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geschäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die sonderbarste Sache, daß wir, so oft vom Mailänder gesprochen wurde, in eine ausgelassene Lustigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle die wir ausgestanden, äußerst rührte, so daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm boſſiren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er ſpeiſ't junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſ't er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abenteuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wies mir darauf einen ſeiner Paläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine mich mitzunehmen, und als er ſah, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß ſeyn was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich

befehle meinem Caſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verreiſ'te er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, ſuchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten ſich immer mehr der Vollendung.

Unſere Wohnung, ſo ſchön ſie war, hatte ungeſunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten ſpazieren, der zu unſerer Wohnung gehörte und ſehr groß war; man hatte faſt eine Meile Landes dabei als Wildniß gelaſſen, wo ſich unzählige Pfauen aufhielten und daſelbſt im Freien niſteten. Da machte ich meine Büchſe zurechte, und bediente mich eines Pulvers das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und ſchoß alle zwei Tage einen. Dergeſtalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speiſe ſo geſund, daß unſere Krankheiten ſich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen, als an eine Arbeit die viel Zeit koſtete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreymal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: Ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese

Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: Pretiosa in conspectu Domini. (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken, denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte geschwind aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sey. Der Cardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sey in einer seiner Abteyen zu Lyon ein we-

nig krank geblieben, er wolle aber ſorgen, daß ich Seiner Majeſtät bald aufwartete; deßwegen ſey es nun nöthig, daß ich Poſt nehme. Herr Albert war ein ſehr redlicher Mann, aber dabei ſehr ſtolz, und ſeine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun ſagte, daß ich mich geſchwind fertig machen und Poſt nehmen ſollte, ſo antwortete ich: meine Arbeit mache ſich nicht auf der Poſt, und wenn ich hinzugehen hätte, ſo wollte ich den Weg in bequemen Tagreiſen zurücklegen, auch Aſcanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich ſchon von Rom gebracht habe, und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, ſo viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit ſtolzen Worten: auf die Art und nicht anders reiſ'ten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunſt reiſ'ten nun einmal ſo; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reiſen pflegten wüßte ich nicht, denn ich ſey nie einer geweſen. Auf alle Weiſe würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal ſein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar ſolche unartige Reden hören ſollte, ſo entſchloß ich mich mit den Ferrareſern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ harte und unanſtändige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er begegnete

mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Fraſchino ſeinem Kämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und ſo geſchah es auch, noch denſelben Abend. Um ein Uhr kam Fraſchino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſem ſolle die einzig kunſtreiche Hand gezieret werden, die ſo trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſeyn, da der Herzog doch glauben konnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl daß der Streich von dem Schelm dem Schatzmeiſter herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Salitti, der ihn dem Kämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten was es wolle, und das Geſchäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraſchino eilig zu mir, in großer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieſer Ring ſey ungefähr zehen Scudi werth, und

meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi schätzen; mir sey bloß an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines bessern besonnen und mir alles gegeben was ich nur verlangte, und ich wär gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferrareſiſcher

Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß; er war alt und sehr angenehm, dabei liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie zufälligerweise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so mahlen sie sich's nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: Es ist mir leid daß ihr zu spät kommt, denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich schicken. Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sey, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sey, herbeiholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso: Ich will euch sagen warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen, denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonso seine langen Mährchen erzählte,

gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und sagte: Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: Wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: Höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: Dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier Meister Jakob Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Duzend Herren und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes verschieden von diesem. Er hat mir beide schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich ſo herausgelaſſen hatte, wollte Herr Alfonſo für Verlangen nach meiner neuen Arbeit ſchier vergehen, ich aber beſtand darauf, ſie nicht ſehen zu laſſen. Als wir uns eine Weile geſtritten hatten, ſagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm ſchon dazu verhelfen. Darauf verſetzte Herr Albert, der, wie ich ſchon geſagt habe, der ſtolzeſte Mann war: Herr Alfonſo, eh' ihr von hier weggeht, ſollt ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Ascanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und eben deßwegen ſchienen mir's tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals von Ravenna ſchuldig. Auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geizigſten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie alle.

Um zwey und zwanzig kam Fraſchino, überreichte mir den Ring von ungefähr ſechzig Scudi, und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Sei-

ner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich; und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und große Luſt hatte mich zurückholen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durch's Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lyon, Paul, Ascanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrießlich, entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweis't. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns bei'm Cardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karrn, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Cardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pocal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und sagte, es sey eigentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten,

nützliche Menschen zu befreien und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyen in den Büchern Gottes obenan geschrieben, vor allem andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: Wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Diese Worte sagte der König auf Französisch zum Cardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich Italiänisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter

dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speis'te. Das that ich denn eines Mittags: der König rief mich, und sprach Italiänisch mit mir und sagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem was ich bedürfe versorgen; dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speis'te fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: Heilige Majestät! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt.

Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir, im Namen des Königs: Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort: Ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Besoldung gibt, so könntet ihr recht gut auskommen, und dann sage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kömmt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: Als ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster Herr! verspracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt wär. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicktet ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ; hättet ihr mir damals von dreyhundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für sechshundert! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich versichre Ew.

Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, so würde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Cardinal verſetzte zornig: Gehe hin, wohin du willſt; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: Der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verſchmäht! Die Verſtändigen und Braven dagegen ſagten: Der König wird nie Seinesgleichen wieder finden und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre. Das ſagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vortrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äußerſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphiné in einem Schloſſe, deſſen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hof einquartirt, dießmal mocht' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, der Secretär bei'm Cardinal und gleichfalls daſelbſt ein-

quartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wisse schon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Ascanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstört war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretär, und es ist möglich daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leu-

ten alle Sachen die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; eben so viel behielt ich für mich und überdieß den Diamant den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: Der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte und so seyd ihr am heutigen Tage die ersten Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließ, was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus von drey Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte,

welche er mir ſelbſt gezeigt hatte. So war ich völlig entſchloſſen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte ſchon ſo weit zu ſeyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden ſchwärmten gewiſſe Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ſich nicht darum bekümmern.

Da ſie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs ſey, der den Aſcanio bei ſich hatte. Er ſagte zu mir: Im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: Du kömmſt vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann ſagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, ſo habe er die Macht, ſeinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Aſcanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden in's Gefängniß ſetzte, ſich wenigſtens fünf Jahre beſänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefängniß erſchreckte mich dergeſtalt, denn ich dachte an mein Römiſches Unglück, daß ich geſchwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf Franzöſiſch murmelte, und auf der ganzen Reiſe nicht einen Augenblick ſtill war, bis er mich

nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald ſagte er dieſes, bald jenes, ſo daß ich der Welt hätte entſagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinals vorbei. Dieſer ſtand unter der Thür und ſagte: Unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigner Bewegung euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonardo da Vinci dem Mahler gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: Das ſind Anerbieten eines ſo großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Aſcanio ſagten: Gott hat uns gehol fen in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt; und er war beinahe drey Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe,

daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen solle? Dieser antwortete darauf: es sey nicht geschehen. Das empfand der König sehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem sey, und ich sollte sie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinals von Ferrara, woselbst ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulcan vor. Indessen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Ascanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich solle beiden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär', sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug sey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät

eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſt bedurfte. Darauf antwortete der König: Das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt noch gebraucht; deßwegen ſollt ihr euch deſſen zu unſerer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen. Dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene ſich deſſen nicht, und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Da verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn, ein bißchen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, ſo gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Beſitz zu ſetzen. Dann ſagte er mir, ich ſollte nun wohl ſorgen, daß ich drinn nicht todt geſchlagen würde.

Ich ging hinein, nahm ſogleich Diener an, kaufte verſchiedene Speiſen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein Franzöſiſcher Edelmann, und die übrigen Edelleute waren ſämmtlich meine Feinde und inſultirten mich auf alle Weiſe,

ſo daß es mir unerträglich ſchien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majeſtät Dienſte ging, man 1540 ſchrieb, und ich alſo eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, dieſe Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten laſſen. Darauf ſagte der König: Wer ſeyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äußerſt erſchrocken, denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich ſo ſtill war, wiederholte er ſeine Frage; darauf verſetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da ſagte der König: Seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, ſo handelt nach eurer Weiſe, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich verſetzte darauf: daß mir allein ſeine Gnade hinreichend ſey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und ſagte: So geht nur! an meiner Gnade ſoll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem ſeiner Secretäre, welcher Villeroi hieß, er ſolle mich mit allem verſehen und meine Bedürfniſſe vollkommen einrichten laſſen. Dieſer Mann war ein großer Freund vom Prevoſt von Paris, der zuerſt das kleine Nello beſeſſen hatte. Dieſes Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daſelbſt. Herr von Villeroi rieth mir, ich ſollte mich ja nach einem andern Platz umſehen und dieſen ſeinem alten Beſitzer wieder einräumen, denn es ſey ein ſehr

mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtſchlagen laſſen. Darauf ſagte ich: ich ſey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um dieſem wunderſamen König zu dienen, und was das Todtſchlagen betreffe, ſo wiſſe ich recht gut, daß ich ſterben müſſe, ein bißchen früher oder ſpäter, daran ſey nichts gelegen.

Dieſer Villeroi war ein Mann von großem Geiſte, bewundernswerth in allen Dingen und ſehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ ſich nichts merken. Es war ein ernſthafter Mann von ſchönem Anblick und ſprach langſam. Die Beſorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeiſter von Languedoc war; das erſte was dieſer that, war, daß er die beſten Zimmer des Gebäudes für ſich ſelbſt einrichten ließ. Da ſagte ich ihm, der König habe mir dieſen Ort zu ſeinem Dienſte gegeben, und ich wolle nicht daß jemand außer mir und den Meinigen hier ſeine Wohnung haben ſollte. Dieſer ſtolze, kühne und heftige Mann ſagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerſtehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen verſetzte ich: Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi ſo etwas unternehmen ſollt. Hierauf ſagte mir der ſtolze Mann in ſeiner Franzöſiſchen Sprache viele häßliche Worte,

worauf ich denn in der meinigen verſetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach ſeinem kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinem großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und ſagte zu ihm: Biſt du kühn genug zu ziehen, ſo ſtech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit ſich und meine zwey Geſellen ſtanden dabei. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, doch eher zum Böſen geneigt, und ſagte murmelnd: Das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmſte, und ſagte entſchloſſen zu Paul und Ascanio: Sobald ihr ſeht daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft euch gleich über die Diener her, und erſchlagt ſie, wenn ihr könnt. Dieſer ſoll gewiß fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß und war zufrieden nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majeſtät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufſicht über mich; dieſer Mann ſorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfniſſe.

Fünf=

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkstatt vollkommen eingerichtet hatte, so daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabei sehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich sogleich an den drey Modellen, in der Größe wie die Statuen von Silber werden sollten, und zwar stellten sie Jupiter, Vulcan und Mars vor; ich machte sie von Erde, inwendig sehr wohl mit eisernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indessen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und

das ovale Becken fertig, die mir verschiedene Monate wegnahmen. Als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wohl sagen, daß es die schönste Arbeit sey die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist und machte dem Cardinal ein Gegengeschenk mit einer Abtey, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und sagte: Seine Majestät verfahre zu geschwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da versetzte der freigebigste König mehr als jemals entschlossen: Ich will ihm eben Lust und Muth zu seiner Arbeit machen. Da schämte sich der Cardinal und sagte: Ich bitte laßt mich gewähren: denn sobald ich die Abtey in Besitz genommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreyhundert Scudi aussetzen! Davon ist mir aber nie etwas geworden, und es wär' zu weitläufig alle Teufeleyen dieses Cardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und jederman verwunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeigte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Ju-

piters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug aussah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame d'Estampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königin, seiner Schwester; auch kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam, und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder solle still seyn; so war in meinem Hause alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, so daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein Französischer Knabe, der

bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestoßen, der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte. Darauf sagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte; ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen, und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einsehen und glaubte, es sey nur Großsprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nochmals wieder sagen, dem ich aber so offen und umständlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten lassen.

So zufrieden mit meinen Werken begab sich der König nach seinem Palaste zurück und überhäufte mich dergestalt mit Gunst, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der

Cardinal von Ferrara speis'te mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an. Da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besitze, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich sollte ihm eine Zeichnung machen und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: Ew. Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufgestellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollen, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und sagte: Das ist wahrhaftig ein Mann den alle Welt lieben und wünschen muß; dann sagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind, denn ich hatte nur die Seine zu passiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: Das ist hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes, er sollte niemals

feyern. Dann wendete er ſich zu mir, mit ſehr freundlichem Geſichte und ſagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal ſah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf ſagte ich: Ich habe wohl von dieſem Modell ſchon geſagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand beſtellte. Der Cardinal erinnerte ſich dieſer meiner Worte, und weil es ihm ſchien als habe ich mich rächen wollen, ſo ſagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen iſt groß, und ich fürchte nur, wir ſehen es niemals geendigt; denn dieſe braven Künſtler, die ſo trefflicher Erfindungen fähig ſind, fangen gar gern an ſie in's Werk zu ſtellen, ohne zu denken, wann ſie geendigt werden können; wenn ich ſo etwas beſtellte, ſo wollte ich doch auch wiſſen, wann ich es haben ſollte. Der König antwortete: wenn man ſich ſo ängſtlich um das Ende der Arbeit bekümmere, ſo würde man ſie niemals anfangen! Das ſagte er auf eine Weiſe, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu ſolchen Werken gehöre ein muthiger Geiſt. Ich verſetzte darauf: Alle Fürſten, die, wie Ew. Majeſtät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern ſich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen ſo außerordentlichen Herrn gegeben hat, ſo hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu

vollenden. Ich glaube es! erwiderte der König, und ſtand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf ſein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu dieſem Salzfaſſe brauchte? Tauſend Scudi, verſetzte ich ſogleich. Da rief er ſeinen Schatzmeiſter, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er ſolle mir tauſend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen laſſen. Ich ging weg und ſchickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hauſe ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiſ'te, geſchenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, ſtatt eines Sackes, und weil ich dieſes Geſchäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit ſtören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeiſter zu Hauſe, der ſchon das Geld vor ſich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausſuchte, und indem mir ſchien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, ſo wollte ich mich auch vorſehen, und ſchickte nach einigen meiner Arbeiter, ſie ſollten kommen und mich begleiten, denn es ſey eine Sache von Bedeutung. Als ſie in einer gewiſſen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeſchickt hatte; er verſicherte mir, daß er ſie gerufen habe, ſie aber könnten nicht kommen, hingegen

erbiete er ſich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich ſelbſt.

Indeſſen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich ſchob den Arm durch die zwey Henkel; weil ſie nun ſehr eng waren, ſo drückte mein Arm feſt auf das Geld, und ich trug es bequemer und ſicherer, als wenn es ein Säckchen geweſen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich ſchnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zuſammen liſpelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging ſchnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Fluſſe, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Auguſtinern, an einem ſehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schloſſe entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung faſt noch einmal ſo weit ablag, ſo würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entſchloß ich mich ſogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als ſie mir näher kamen: Bei Soldaten iſt nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr ſollt wenig gewinnen, wenn ihr mir ſie abnehmt! Da ſtritt ich heftig gegen ſie, und breitete öfters die Arme aus einander, damit,

wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein anderer seyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten unter einander in ihrer Sprache: Das ist ein braver Italiäner, und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat er nichts bei sich. Ich sprach Italiänisch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher Soldat, als was anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgültigen Bescheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wollte, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehen, und sie kamen immer langsam hinter mich drein; deßwegen vermehrte sich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse, und wollten jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an, und sagte laut: Die vier Memmen haben

nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen, dann will ich euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: Ihr traut euch selbst zu sehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich an's Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts gewesen wär'. Zwar sagt man: Du wirst nun lernen ein andermal klüger seyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse, und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italiäner, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich

machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die beſten behielt; dieſe trieb ich lebhaft an, beſonders durch mein Beiſpiel, denn ich hatte eine ſtärkere Natur als ſie. Da wollten einige, von der großen Anſtrengung ermüdet, ſich durch vieles Eſſen und Trinken wieder herſtellen, beſonders verſchiedene Deutſche, welches die beſten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein ſie konnten die Arbeit nicht ertragen, ſo daß ſie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein ſilberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwiſſen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwey Handhaben ungefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Luſt an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu laſſen.

Bei dieſer neuen Unternehmung, da ich dergleichen ſelbſt noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei ſolchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieſer Weg ſey ihnen unbekannt, aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen ließ, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gießen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderungen verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand an's

Werk, und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derselben Größe, nach einem außerordentlichen schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bei mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war auf's beste gebaut, alles in Ordnung und unsere drey Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen; die Circulation wird nicht gehörig vor sich gehn, und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und alles was sie sahen und hörten Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt inne halten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sey es nicht möglich daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne

Arbeit verloren ginge. Als ſie dieſes dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majeſtät: ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben; da brachten ſie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweiſen, ſtellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiters. Als unſer Metall geſchmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiters füllte ſich auf's beſte, eben ſo meine beiden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war, als ein beiderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie auf Franzöſiſche Weiſe mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Maſſe als nöthig, gefloſſen iſt, deßwegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil ſie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, ſo brachten ſie dieſe hervor; ſie waren trefflich gerathen, und als man

sie aufstellte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun, mit vier Arbeitern, noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beiden Köpfe so wohl gerathen erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber entschuldigten sich und sagten: Da seht unser Unglück! Ich versetzte: Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes Wissen. Hätte ich gesehen wie ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre auf's beste gekommen, ich hätte große Ehre und ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch diese Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deßwegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späße laßt bei Seite. Dessen ungeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beistünde, und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien zu Grunde gehen; darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer

besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb alles Seiner Majestät, und dieser einzig freigebigste König befahl, daß man für mich alles thun sollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Estampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: Laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi kosteten die seinigen einige hundert Ducaten, die meinigen

brachte

brachte einer der ersten Secretarien, der Herr Antonio Massene hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majestät, und sagte: Dieses verehrt euch der König, damit ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Document seyd ihr naturalisirt. Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine besondere Gunst Herr Peter Strozzi ein Gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigner Bewegung schicke, und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sey. Darauf erwiderte ich eine umständliche Danksagung gegen den König, bat aber sodann gedachten Secretär, mir zu sagen: was dann endlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe? Dieser Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut Italiänisch sprach, lachte zuerst laut, dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte zu mir auf Italiänisch was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden sey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum Venezianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: Nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe, geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schlosse, das er besitzt, denn es ist mein Eigenthum; da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es sey, naturalisirt zu wer-

den. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beide Briefe, sowohl der Naturalisation, als des Geschenkes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch seyn und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bei mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz; auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, auf's reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen auf's beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz schon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madame d'Estampes schenken wollte. Sodann hatte ich für viele Italiänische

Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren; seine Madame d'Estampes war bei ihm, und sie fingen an von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagten: Seine Majestät solle mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte: das sey wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich sey; denn dieser Ort sey die größte Lust die er in seinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünsche er, daß ich mein Möglichstes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen, und ich versprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und sagte zu Madame d'Estampes: Ich habe nie-

manden von dieser Profession gesehen, der mir besser gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieser. Wir müssen suchen ihn fest zu halten, er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und arbeitet genug. Wir müssen auch seiner gedenken um so mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringste abgefordert hat; man sieht wohl, sein Gemüth ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madame d'Estampes sagte: Ich will euch an ihn erinnern. So gingen sie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwischen ihm und dem Kaiser wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf, doch sprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fänd', ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt sey, der König würde viel Vergnügen daran finden wenn ich sie ihm vorstellen könnte.

Der Cardinal that's und sogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, wobei ich so wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer Französischen Manier groß und doch zwergenmäßig, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt, nach Art eines Korbhenkels. In diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab; sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert, er hielt eine Geißel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben so viel Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr, als ein paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das Uebrige war alles menschliche Gestalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur

in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König verlangt; auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck eingeschlossen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten das eigentlich der Jonischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrießlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in der ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgestellt, umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frankreich und selten in Italien gesehen hatte. In

der Mitte war ein Fußgestell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth stand; sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der schönsten Form; die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe? Alles was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverständige Künstler, zu Werke gehe, die wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn und sagte deßhalb zu ihm: Heilige Majestät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußen gemessen, so, daß wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelste Figur soll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr

ich fort, beſtimmt den Kriegsgott vorzuſtellen; dieſe vier übrigen Figuren ſtellen die Künſte vor, an denen ſich Ew. Majeſtät ergötzt und die bei Ew. Majeſtät alle Unterſtützung finden. Dieſe zur Rechten iſt die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, hier iſt das Sinnbild woran man die Philoſophie erkennt und alle die Eigenſchaften welche ſie begleiten; die andere Figur ſtellt die bildenden Künſte vor, nämlich Bildhauerkunſt, Mahlerey und Baukunſt; die dritte iſt die Muſik, welche ſich gern zu jenen Künſten und Wiſſenſchaften geſellt; aber die letzte, welche ſo angenehm und gütig ausſieht, ſtellt die Freigebigkeit vor, weil ohne dieſe keines jener verwunderſamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte ſoll Ew. Majeſtät ſelbſt abbilden, denn Ihr ſeyd der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König ſo viel Geduld mich ausreden zu laſſen, als er mit lauter Stimme ſprach: Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeiſter und befahl, ſie ſollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte ſo groß ſeyn, als er nur wollte. Dann ſchlug er mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: mon ami, (das heißt: mein Freund) ich weiß nicht wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen

Fürſten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, ſeine großen und ſchönen Gedanken auszuführen. Ich verſetzte darauf: wenn ich der ſey, den er meine, ſo ſey mein Glück immer das größte. Darauf verſetzte er: Wir wollen ſagen, es ſey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweiſe erinnerte mich niemand, daß ich eben dieſe Komödie mit Madame d'Eſtampes hätte ſpielen ſollen. Dieſe hörte alles was vorgefallen war Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte ſich ſo eine giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: Hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt, ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden ſeiner zu denken; der König wollte mich entſchuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erſt vierzehn Tage darauf, als ſie nach einer Reiſe durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das ſchönſte Gefäßchen das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr ſchenkte, könne ich ihre Gunſt wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und ſagte derſelben, daß ich es als Geſchenk brächte; dieſe begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und verſprach mir ihrer Frau ein Wort zu ſagen die noch nicht angekleidet ſey, und ich würde ſodann gewiß eingelaſſen werden; ſie ſagte auch alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: Sag' ihm, er ſoll warten.

Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wollte er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas in's Ohr. Der Schatzmeister wartete bis ich vom Cardinal wegging, dann sagte er zu mir: Benvenuto, kommt, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte daß er damit was anders sagen wollte, versetzte ich: Laßt mich um's Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brot dazu; fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte der es weit mehr verdienet, so gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas

choleriſch bin, ſo iſt mir der Hunger dergeſtalt ſchmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indeſſen ich nun mit Noth dieſe Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erſchienen und ſonſt noch ein angenehmes Frühſtück, ſo daß ich mich völlig wieder herſtellte, und da meine Lebensgeiſter wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeiſter hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausſchalt und ihm ſagte, er ſolle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeiſter kehrte erzürnt zurück und ſagte: ſo arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgeſcholten, und da ich noch immer ein wenig Widerſtand leiſtete, ſo ſagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen ſeiner Secretäre ſagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch ſelbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Eſtampes ſcherzend darüber, die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in große Lebensgefahr ſetzte, wie ich an ſeinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundſchaft eines treff-

lichen, liebevollen, geſelligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun ſollen; dieſes war Herr Guido Guidi, ein ſehr geſchickter Arzt und Florentiniſcher Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünſtiges Geſchick in den Weg legte, habe ich ſeiner zu erwähnen unterlaſſen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, ſo wäre es hinreichend; da ich aber wohl ſehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollſtändig beſchrieben werden kann, ſo will ich hier zwiſchen meinen ſonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Troſt und Hülfe war, auch hier ſein Andenken aufbewahrt werde.

Als derſelbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Caſtell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Biſchof von Pavia, Monſignor de Roſſi, Sohn des Grafen San Secondo; dieſen Herrn nahm ich aus dem Gaſthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schloſſe freie Wohnung, wo er und ſeine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit ſeinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig ſeyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundſchaft ſo lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander

oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Castell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabricant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner Deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber

ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine Deutschen, Italiänischen und Französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Castell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiäner so kühn seyn, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: Ich bin der geringste Italiäner und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt

worden, deßgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; dieſe beiden ſtanden mir mit ſo vielem Ernſte bei, daß der König zuletzt die Sache in's Lächerliche wendete, und ſo entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der Franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe auf's äußerſte gebracht, verwundet die Gegenpartey und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betriegt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bei dieſer Gelegenheit war Madame d'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: Ich denke dieſer Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: Er thut wohl ſich gegen jene Canaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerey dieſes grauſamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Mahler zu ſich,

der

der in Fontainebleau wohnte, wo der König sich immer aufhielt; es war ein Italiäner und Bologneser und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu diesem sagte Madame d'Estampes, er solle von dem König die Arbeit verlangen welche Seine Majestät mir zugedacht habe, sie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beistehen, und so wurden sie einig.

Als Bologna diese Arbeit schon so gut als gewiß vor sich sah, erfreute er sich über die Maßen, ob es gleich seine Profession nicht war, sondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an sich gezogen hatte, die von unserm Florentinischen Mahler Rosso gebildet worden. Dieser wirklich sehr geschickte Künstler war schon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier seines Vorgängers genommen.

Nun brachten sie Tag und Nacht dem König ihre künstlichen Argumente vor, bald lag ihm Madame bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geschicklichkeit, mit der sie einstimmig und wiederholt zu ihm sagten: Ew. Majestät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen soll, und er hat noch nicht eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein so großes Unternehmen, so beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr so sehr zu sehen wünscht. Hundert der geschickten Künstler könnten nicht so große Werke vollenden, als dieser wackre Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu

arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Proceß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtsstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Proceß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Processe zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß ge-

ben, so daß diejenigen die einen Proceß kaufen, sogleich vier oder sechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finstersten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, sämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen, und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plutonisches Ansehn hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wunderſam, daß ich für vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt niemanden herein zu lassen, als wer darin zu thun hatte; die Thür war verschlossen und es stand Wache dabei. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht

hereinlaſſen wollte, und durch ihren Lärm dem ſeltenen Richter beſchwerlich ward, welcher äußerſt zornig auf die Wache ſchimpfte. Dieſer Fall kam öfters vor, und ich merkte beſonders auf die Worte des Richters bei dieſer Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute bloß als Zuſchauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den ſtärkſten Widerſtand. Da ſah der Richter hin und rief: Stille, ſtille! Satan, fort, ſtille! und zwar klingen dieſe Worte im Franzöſiſchen folgendermaßen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die Franzöſiſche Sprache ſehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei dieſem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil ſeinem Meiſter, in die Thore der Hölle tritt; und ich verſtand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Mahler in Frankreich und am längſten in Paris geweſen, und wahrſcheinlich hat er auch dieſen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, beſucht, und hat dieſen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Franzöſiſch verſtand, auch in ſeinem Gedichte angebracht. Nun ſchien es mir ſonderbar, daß man dieſe Stelle niemals verſtanden hat. Wie ihn überhaupt ſeine Ausleger wohl manches ſagen laſſen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten ſpreche, ſo wurde mir, durch die Kunſt dieſer Advocaten, mehr als ein ungünſtiges Urtheil gegeben; als ich

nun keine Mittel sah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italiänern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit auf's beste beistehen, damit ich nur, sobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italiänern welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Ascanio, aus dem Neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo, der andere, Paul, ein Römer, von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater

nicht; dieſe hatte ich ſchon in Rom bei mir gehabt und ſie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzuſuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hauſe der Macherani; dieſer verſtand nicht viel von der Kunſt, hielt ſich aber äußerſt brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareſer bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia; ſodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von dieſem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines ſehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchriſtlichſten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weiſe ſeines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung, ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig, und da ich ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſtellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und ſagte ihm: Paul, liebſter Bruder! du ſiehſt, wie gut du bei mir ſtehſt, und weißt, daß du ſonſt keine Ausſicht hatteſt, auch biſt du ein Landsmann und ich vertraue dir, beſonders weil ich

ſehe du biſt andächtig und beobachteſt die Gebräuche der Religion; das gefällt mir ſehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich ſorge mir vor allem für dieſe beiden erſten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuvörderſt gib wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du ſelbſt rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich beſonders wegen meiner Kunſt bei mir habe, denn ohne ſie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Menſch bin, auch ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geſchehen, daß ſie mir ein Kind von einem andern brächte, und mir einen Schimpf anthät, den ich nicht ertragen würde; wär' jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen zu unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todtſchlagen; deßwegen bitte ich dich, Bruder, ſtehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkſt, ſo entdecke mir's, denn ich ſchicke ſie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deßwegen nimm dich vor allem ſelbſt in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und ſagte: Gebenedeyter Jeſus! Gott bewahre mich, daß ich an ſo was denken ſollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne die ich bei euch ge-

nieße? Dieſe Worte ſagte er auf eine einfache und liebevolle Weiſe, ſo daß ich ſie ihm buchſtäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Naſaro, auch ein Italiäner, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunſt, mich und einige meiner Geſellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Proceſſen ein wenig zu erholen, und ich ſagte zu Paulen, er ſolle auch mit mir gehen.

Dieſer Menſch ſagte zu mir: Wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus ſo allein zu laſſen! Seht wie viel Gold, Silber und Juwelen darin ſind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, ſo muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer dieſen Dienſt thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Aſcanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daſelbſt ſehr luſtig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böſe Laune, und ich gedachte jener Worte die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt geſagt hatte. Da ſtieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwey meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abſcheuliche Katharine faſt auf der That; denn als ich ankam, rief die Franzöſiſche, kuppleriſche Mutter: Paul und

Katharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beide erſchrocken heran kamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen, indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verſchiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wär' ich dießmal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen ſagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen geſehen, du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtäch' ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkömmſt und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoſter unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Fauſtſchlägen.

Sie dachten darauf ſich zu rächen und hielten einen Rath mit einem Normänniſchen Advocaten. Der gab an, ſie ſolle ſagen, ich habe mich mit ihr auf Italiäniſche Weiſe vergnügt, das heißt gegen die Natur, und ſagte dabei: Sobald der Italiäner das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, ſo gibt er euch ein paar hun-

dert Scudi, damit ihr nur schweiget! denn die Strafe ist groß die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist, und so wurden sie einig, verklagten mich und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich mir Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brächʼ. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte,

so konnte ich mich bei'm Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegst und fürchte dich nicht. Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen Italiänischen Gesellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem was ich euch sage, und denkt an nichts andres, denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit. Da sagten meine Pursche mit Einer Stimme: Da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und so lange der Athem in uns ist, ihm beistehn in allem was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr sobald er weg wär', würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten die er hier angefangen hat; Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und seine Feinde würden sagen, er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erste aber der ihnen Muth machte, war der Römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deut-

ſche und Franzoſen die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entſchloſſen, mich nicht lebendig einfangen zu laſſen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, ſah ich, daß ſie mit ihrem Advocaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblaſen, dick und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal ſtand. Der Mann ſah mich drohend an und ſagte mit leiſer Stimme: Zwar iſt dein Name Benvenuto, doch dießmal wirſt du übel ankommen. Ich vernahm's und ſagte noch einmal ſchnell: Fertigt mich ab! ſagt was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er ſich zu Katharinen und ſagte: Katharine! nun erzähle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt haſt. Sie ſagte darauf: ich habe auf Italiäniſche Weiſe mit ihr gelebt. Hörſt du, Benvenuto, ſagte darauf der Richter, was Katharine ſagt? Ich verſetzte darauf, wenn es geſchehen wär', ſo wär' meine Abſicht geweſen Kinder zu zeugen, wie es andere auch thäten. Der Richter aber ſagte: Keineswegs, denn ſie bekennt eben, daß es dir nicht um Kinder zu thun war. Darauf ſagte ich: Das muß alſo eine Franzöſiſche und keine Italiäniſche Manier ſeyn, da ihr ſie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, ſie ſolle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun ſagte die liederliche, ſchändliche Dirne alles klar, wie ſie ſich's vorgenommen hatte. Ich ließ

ſie dreymal alle Puncte einen nach dem andern wiederholen, dann ſagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchriſtlichſten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Geſetz beide Theile zum Feuer verdammt. Dieſe bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und dieſe ihre kuppleriſche Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Dieſe Worte wiederholte ich ſo oft und laut, und rief immer nach Feuer für ſie und die Mutter, und ſagte zum Richter: wenn er ſie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, ſo würde ich zum König laufen, und ihm die Ungerechtigkeit ſeines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun ſo lärmte, mäßigten ſie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun dieſe dicke Memme ſah, daß die Sache nicht ſo ablief wie er gedacht hatte, ſo fing er mit ſanften Worten an die Schwäche des weiblichen Geſchlechts zu entſchuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber ſehr zufrieden, in Gottes Namen, weg, doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erſcheinen müſſen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieſer Noth entronnen war und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Caſtell zurück.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieser, auf Eingeben der Madame d'Estampes, verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht gesetzt gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindselige Geschick, oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern, sich einmal vornimmt uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich von einem unübersehlichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens einige Zeit, einer erwünschten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein

feindseliger Stern mir zwey neue zubereitete, denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagschale lag.

Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen: doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! der Mahler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Koloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner sich sehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten

hat, ſo ſieht man doch nicht, daß er irgend Anſtalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und ſagte: Wie iſt es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf verſetzte er mir: jener habe die Sache äußerſt geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emſigkeit der Madame d'Eſtampes ſey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf ſolche Weiſe beleidigt, mir ein ſolches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; ſo nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging ſogleich den Bologna aufzuſuchen und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und ſagte mir mit ſo gewiſſen Lombardiſchen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf verſetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann ſeinen Dienern, ſie ſollten zu trinken bringen und ſagte: Ehe wir von etwas ſprechen, wollen wir zuſammen trinken; denn es iſt die Franzöſiſche Art ſo. Darauf verſetzte ich: Das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erſt trinke, vielleicht läßt ſich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu ſprechen und ſagte: Jeder, der für einen rechtſchaffenen Mann gehalten ſeyn will, beträgt ſich auch auf die Weiſe rechtſchaffener Leute. Thut er das Gegentheil, ſo verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war wie der König

mir

mir den Koloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst jemand hervorgetreten wär', um auch sein Wort dazu zu geben; deßwegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts andres gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euren eitlen Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: O Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte, und euch mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und sprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punct des Schlusses kommen! Oeffnet die Ohren und versteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert

war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergessen und eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: Das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen. Darauf antwortete ich: Meister Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Werke nur

wieder ein Wort sprecht, so schlage ich euch sogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach Französischer Manier, wie bisher, schlagen; darauf antwortete ich: Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte die gut aussähen, beföhlen Sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und

ſo wurde die Sache aufgeſchoben, bis man noch einmal davon geſprochen hätte, und ſogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgeſtiegen, ſo kam eine von den guten Perſonen die Luſt haben das Böſe zu ſehen, und ſagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beſtändig bei ihr, und wenn er mit ihr ſpreche, ſage er, mit Verachtung: Benvenuto hat den Bock zum Gärtner geſetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceri's ſind beſſer als ſeine Cellinis.

Der Schelm der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage Fieber nicht etwa gleichnißweiſe, es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff ſogleich die Gelegenheit, dieſer Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weiſe wie meine Leidenſchaft es verlangte. Ich ſagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er ſolle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte zu denken daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes! Er rührte sich nicht, und sagte dreymal: O, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Absicht hatte ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so wußte ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rächen. Da sagte

ich entſchloſſen: Nimm den Ring, den du am Finger haſt, ſchlechter Menſch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienſt. Darauf ſagte er ſogleich: Wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, ſo will ich gern alles thun. Ich verſetzte: Stecke Katharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von ſeiner Kehle, damit er die Handlung deſto bequemer verrichten könnte, und ſich nicht fürchten ſollte. So ſteckte er ihr den Ring an. Ich ſagte: Das iſt mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract feſt und gültig werde! und rief zu Chioccia, er ſolle die Notarien holen, wendete mich ſogleich zu dem Mädchen und der Mutter und ſagte zu ihnen auf Franzöſiſch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erſte, die zu der Sache nur ein Wort ſpricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm ſagte ich, auf Italiäniſch: Wenn du irgend etwas verſetzeſt, auf das was ich vortragen werde, bei dem geringſten Worte das du ſprichſt, leere ich dir ſogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: Wenn ihr mich nur nicht umbringt, ſo will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widerſprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract; ſogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das

Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasoro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsah' übel gehandelt zu haben, so würden die andern deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: Meister, ich bin gekommen, mit euch zu frühstücken. Ich sagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht bei'm Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholz gesetzt, diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speis'ten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen

Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Mahler, dem Könige zu verstehen: es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn alles was er von uns Neuen gesehen, sey sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie in's Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den Lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhöh; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontaine-

bleau vollenden, die ſchon von Erz gegoſſen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper ſehr ſchön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war ſcheu in ihrem Weſen, von wenig Worten, ſchnell im Gange und von düſteren Blicken; ich nannte ſie Scozzona, (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach dieſem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den ſiebenzehnten Juny 1544 eine Tochter, und alſo in meinem vier und vierzigſten Jahre. Dieſer gab ich den Namen Conſtanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein beſter Freund, hielt ſie bei der Taufe; er war, nach Franzöſiſcher Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentiniſchen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentiniſchen Bürgers und großen Kaufmanns; ſie ſtammte aus einer vornehmen Franzöſiſchen Familie. Dieſes war das erſte Kind, das ich jemals hatte, ſo viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich ſo viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich ſie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte ſie

ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Thür fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe gibt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Cardinal: er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir, sobald als möglich, siebentausend Goldgülden, in drey, oder vier Zahlungen, einhändige, so wie es ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte

der König: Ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Cardinal versetzte: er wolle gern alles thun was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal sah wohl daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche.

Der König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessen ungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können?

Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär' ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen das eines so großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derselben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Hercules das häßlichste Werk gewesen sey das er jemals gesehen, und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dieß alles sey, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessen ungeachtet zweytausend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah, und sie so sauber ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf zweytausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte:

Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden seyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf, und gab dem König zu verstehen, daß das alles sey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bei keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deßwegen gebt ihm die erste Abtey die aufgeht, bis zu zweytausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal seyn kann, so gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen, denn das kann ihm einerlei seyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hatte, und sagte: Wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension, oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte,

immer mit dem Gedanken beſchäftigt, einem ſo großen König gedient zu haben. Auf dieſe Worte wendete ſich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und ſagte: Dabei ſoll es bleiben; und wie er zufrieden wegging, ſo ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begibt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Mahler, der eben Abgüſſe antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madame d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Aſcanio.

Madame d'Eſtampes erfuhr alles was geſchehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem ſie bei ſich ſelbſt ſagte: Ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Menſch dieſer Art achtet mich nicht. Nun ſetzte ſie ſich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Diſtillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderſame Waſſer übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man ſich niemals in Frankreich bedient hatte; ſie ſtellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene

Waſſer

Waſſer überreichte und dieſem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem ſo günſtigen Augenblick trieb ſie den Mann an, vom König das Ballſpiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebſt einigen kleinen Zimmern, von denen ſie ſagte, daß ich mich derſelben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einſah woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Eſtampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weiſe durchzuſetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn ſie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt was ſie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeiſter Glorier, der ſehr gut Italiäniſch ſprach, einem großen Franzöſiſchen Edelmann. Dieſer fing erſt an mit mir zu ſcherzen, dann kam er auf die Sache und ſagte: Im Namen des Königs ſetze ich dieſen Mann in Beſitz des Ballſpiels und der kleinen Häuſer, die dazu gehören. Darauf verſetzte ich: Der heilige König iſt Herr von allem, und alles kommt von ihm, deßwegen könnt ihr frei hineintreten; da man aber auf dieſe gerichtliche Weiſe durch Notarien den Mann einſetzt, ſo ſieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich verſichre euch, daß ich, anſtatt mich bei'm Könige zu beklagen, mich ſelbſt vertheidigen werde, wie Seine Majeſtät mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereinſetzt, zum

Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde, und sagten: es sey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wär' der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seyen dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sey, so wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partey schwach fand, drang ich in's Haus mit Gewalt, verjagte ihn, und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hätte alles nach dem Befehl Sei-

ner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter beläſtigen ſollte.

Indeſſen endigte ich mit großer Sorgfalt den ſchönen Jupiter von Silber mit ſeiner vergoldeten Baſe, die ich auf einen hölzernen Unterſatz geſtellt hatte, der wenig zu ſehen war, und in denſelben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war ſo gut eingerichtet, daß ein kleines Kind ſehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich ſie nun auf meine Weiſe zurecht gemacht hatte, brachte ich ſie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und ſie mit großer Sorgfalt in Erz gießen laſſen; ich wußte nichts davon, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt iſt, daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ wo er den Jupiter zu ſehen verlange, war Madame d'Eſtampes gegenwärtig und ſagte: es ſey kein geſchickterer Ort um ihn aufzuſtellen, als in ſeiner ſchönen Galerie. Das war, wie wir in Toscana ſagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. Es war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Mahlereyen, von der Hand des treff-

lichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Gemählden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit seyn. In dieser Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ordnung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich diese große Vorbereitung sah und erkannte daß sie mit Fleiß gemacht sey, dachte ich bei mir selbst: das ist, als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich stellte die Statue an ihren Ort, so viel ich vermochte, auf's beste zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn schleudern wollte, in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geschicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käm', oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beisteht welche an ihn glauben, so geschah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde zündete ich die

Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil sie etwas über den Kopf erhaben stand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein schöneres Ansehen als sie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d'Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margareta, seine Tochter, dabei, nebst vielen großen Herren, die von Madame d'Estampes unterrichtet waren gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gesellen Ascanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu seyn. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so vorgestellt. Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madame d'Estampes sagte aber auf eine kühne Weise: Es scheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! sehet ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die

wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereyen? Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: Wer dieſen Mann herunter ſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt, denn eben bei dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt, und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind, ſondern ſie noch übertreffen. Madame d'Eſtampes ſagte: wenn man von dieſem Werke ſprechen wollte, ſo müßte man es bei Tage ſehen, weil es alsdann nicht eintauſend Theil ſo ſchön als bei Nacht erſcheinen würde, auch müſſe man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein ſehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majeſtätiſcher ausſehen ſollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die ſchönen Zeugungsglieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte ſie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenſchaft hingeriſſen anfangen wollte zu reden. Da ſagte der weiſe König in ſeiner Sprache, dieſe verſtändigen Worte: Benvenuto, ich

ſchneide dir das Wort im Munde ab, und du ſollſt tauſendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannſt. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenſchaftlichſten Bewegungen, und ſie brummte immer auf eine verdrießliche Weiſe. Da ging der König, geſchwinder als er ſonſt gethan hätte, weg, und ſagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommenſten Mann gezogen habe, der jemals zu ſolchen Künſten geboren worden ſey.

Ich ließ den Jupiter daſelbſt, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tauſend Goldgülden. Zum Theil war es meine Beſoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergötzte ich mich in meinem Hauſe und ließ nach Tiſche meine Kleider herbeibringen, die von dem feinſten Pelzwerk waren, ſo wie von dem feinſten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geſchenk, indem ich jedem nach ſeinem Verdienſte gab, ſogar den Mädchen und den Stallburſchen, und ſprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eiſen wohl befeſtigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruſte von Gyps, ungefähr ein Achtheil einer Elle ſtark und fleißig gearbeitet. Dann hatte

ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert, und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte allen die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen in's Castell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam daß es nicht geschehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn; sie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das geringste davon gespürt habe, so erhielt das Mährchen

durch dieſen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte ſich doch manchmal regen, und weil die Augen ſehr groß waren, ſo konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher ſagte das dumme Volk, der Geiſt ſey ſchon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn ſie reden wolle. Selbſt einige klügere Zuſchauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und verſicherten, es müßte ein Geiſt dahinter ſtecken; ſie wußten aber nicht daß wirklich ein guter Geiſt darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

Indessen befleißigte ich mich mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris auf's geschwindeste befestigen könnte? Er kam eilends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, jederman zu

befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade in allem gehorchen sollte; der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man Esel und Ochs sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes alles; da befahl sie ihm er solle eilig den Hieronymus Belarmato rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem längsten Wege an die Stadt zu befestigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch sagte man, daß in dem Vertrag der damals geschlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als jemand darein mischte, den König verrathen und bloß gestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünschte Weib bei sich, die gleichsam

zum Verderben der Welt geboren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß sie sich als meine Todfeindin bewies. Als sie einst mit dem König über meine Angelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Uebles von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu seyn, zu schwören anfing: er wolle sich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Villa hieß, und mir versicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich so sehr, daß ich alle meine Eisen und Arbeiten durcheinander warf und Anstalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestät sich mit wenig Personen befanden. Als er mich hereinkommen sah und ich die gehörige Verbeugung die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession besah. Als man nun eine Zeit lang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hätte und wenn ich wünschte, daß er käme? Darauf versetzte ich: wann es ihm auch gefällig sey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf sagte er: ich solle nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von

Madame d'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe, und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal nach ſeiner Gewohnheit von Madame d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie mit ihrer giftigen Zunge ſo viel Uebles von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilaſſen und fing an: Es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweiſ't durch Gelegen-

heiten, die wir euch geben, daher solltet ihr ein wenig gehorsamer seyn, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich sehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünsche, hintansetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber so fortzufahren, so will ich euch zeigen wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich euch, befolget was man euch gesagt hat; denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, so werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindesten zu fürchten, und als er, nach seinem Versprechen, den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: Heilige Majestät, ich bejahe, daß alles wahr ist was ihr sagt; das einzige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeistern, angespannt gewesen ist, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen, daß ich gegen diese meine

Absicht etwas gefehlt hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein mißgünstiges Geschick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswerthesten Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat; indessen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majestät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst verlangten, bei Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich tausend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, scheint mir, daß Ew. Majestät deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretäre, Befehl ertheilten, welcher denen Herren von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bei mir zu betreiben, und mir in allem beizustehn. Ohne diese Beihülfe wär' ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die Französischen Erden, die ich nicht kannte,

unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich dieſe großen Köpfe nicht gegoſſen haben, wenn ich nicht hätte verſuchen wollen, wie mir auch eine ſolche Arbeit gelänge? Die Piedeſtale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß ſie nöthig ſeyen, um den Figuren ein Anſehen zu geben, und ſo habe ich in allem, was ich that, geglaubt das Beſte zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majeſtät zu entfernen. Es iſt wahr, daß ich den großen Koloß, bis zur Stufe auf der er ſich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein ſo kleiner Künſtler in Dienſten eines ſo großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber ſehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines ſolchen Dienſtes werth zu achten, und bitte Ew. Majeſtät, ſtatt der ehrenvollen Belohnung die Sie meinen Arbeiten beſtimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde ſogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreiſen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienſte zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und ſagte: ich ſollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er ſich zu den Herren und ſagte: Gewiß, wenn das Paradies Thore

ha-

haben ſollte, ſo würden ſie nicht ſchöner ſeyn als dieſes. Da ich ſah, daß er dieſe Worte die ganz zu meinen Gunſten waren, mit Lebhaftigkeit ausſprach, dankte ich ihm auf's neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, ſo wiederholte ich die Bitte um meine Entlaſſung. Da der König ſah, daß ich ſeine außerordentlichen Liebkoſungen nicht zu ſchätzen wußte, befahl er mit ſtarker Stimme: ich ſollte kein Wort weiter reden, ſonſt würde es mich gereuen! Dann ſetzte er hinzu, er wolle mich in Gold erſticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, ſo ſey er mit allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe mache. Ich ſolle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich ſolle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich ſagte, daß ich Gott und Seiner Majeſtät für alles dankbar ſey, bat ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu ſehen, und wie weit ich damit gelangt ſey. Ich führte ihn dahin, und als ich ſie aufdecken ließ, war er darüber auf's äußerſte verwundert, und befahl einem ſeiner Secretäre, er ſollte mir ſogleich alles Geld wiedergeben was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte ſeyn welche ſie wollte, genug, wenn ich ſie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und ſagte: Adieu, mon ami! Ein Ausdruck, deſſen ſich ſonſt ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wundersam demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm sehr aufgefallen waren in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich zeigte er es trefflich auf Französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Cardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär', fügte Seine Majestät hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sanct Paul gleich an und sagte zum König: er solle mich in seine Gewahrsam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich fest zu halten. Madame, die gegenwärtig wär, zeigte sich äußerst verdrießlich und Sanct Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte auf's neue und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise

könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhub Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit, und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern Meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die Englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwey Italiänern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstunden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan, und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König

krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm ſagte, daß ich angekommen ſey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beſchwerlichkeit aushalten, und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher geweſen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König ſehen, und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn ſo wohl aufgelegt ſah, bat ich ihn, er möchte ſo gnädig ſeyn, und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte ſieben Monate Beſoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklaſſen, die mir Seine Majeſtät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen laſſen. Ich bäte um dieſe Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen ſey; auch habe Seine Majeſtät Bologna dem Mahler ein Gleiches erlaubt, und ich bät' nur mir dieſelbe Gnade zu erzeigen. Indeſſen ich dieſe Worte ſprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerkſamkeit die beiden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem ſeiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, ſo gut ich wußte und konnte. Auf einmal ſah ich ihn erzürnt, er ſtand auf und ſagte mir auf Italiäniſch: Benvenuto, ihr ſeyd ein großer Thor! Bringt dieſe Gefäße nach Paris, denn ich will ſie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir ſo viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreiet, und mich ſo

viele andere Wohlthaten genießen laſſen, ſo möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal verſicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu ſeyn, ich ſollte ihm nur die Sorge überlaſſen, und könnte nur ganz frei hingehen, er wolle ſchon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf verſetzte ich: da Seine Majeſtät ihm die Aufſicht über mich anvertraut habe, ſo würde ich verreiſen, ſobald er mir Urlaub gäb', jedoch auf den geringſten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal ſagte darauf, ich ſolle nur nach Paris gehen, und daſelbſt acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majeſtät es ja nicht zufrieden, ſo wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts ſchriebe, ſo könnte ich nur frei meines Weges gehen.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwey Geſellen entdeckt. — In Plazenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet.

Auf dieſe Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anſtalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Biſchof von Pavia borgte, dem ich auf's neue die Wohnung in meinem Caſtell gegeben hatte, und ſo machte ich mich auf, mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen

die Sorge für mein Caſtell und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth ſeyn. Da ſagte ich zu Aſcanio, er ſolle ſich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt ſey er ein Knabe ohne Kopf geweſen, es ſey nun Zeit ſich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Beſtien, die Franzoſen, ſich nur irgend etwas gegen mich vermeſſen ſollten, ſo hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte ſeyn wo ich wollte, ſo würde ich mit Poſt auf der Stelle zurückkommen, ſowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Aſcanio ſagte darauf unter verſtellten, ſchelmiſchen Thränen: Ich kannte nie einen beſſern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun ſoll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiſ'te mit einem Diener und einem kleinen Franzöſiſchen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeiſter auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieſes nichtswürdige Volk ſagte ſogleich zu Herrn Guido und dem Biſchof von Pavia, ſie ſollten ſchnell nach den Gefäßen des Königs ſchicken, wo nicht, ſo würden ſie es ſelbſt thun und mir

nicht wenig Verdruß machen. Der Biſchof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und ſchickten mir den Verräther Aſcanio mit der Poſt nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich ſchlief nicht, ſondern lag in traurigen Gedanken. Wem laſſe ich, ſagte ich zu mir ſelbſt, meine Sachen und mein Caſtell? O! welch ein Geſchick iſt das, das mich zu dieſer Reiſe zwingt! Wahrſcheinlich iſt der Cardinal mit Madame d'Eſtampes einverſtanden, die nichts mehr wünſcht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt uneins war, hörte ich die Stimme des Aſcanio, ſtand ſogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! ſagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückſchicken, denn die ſchelmiſchen Schatzmeiſter ſchreien und laufen, ſo daß der Biſchof und Herr Guido euch ſagen laſſen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weiſe zurückſchicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich dieſe Reiſe. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich ſonſt bei mir hatte, in die Abtey des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob ſie mir gleich nachſagten, es ſey meine Abſicht geweſen, ſie nach Italien zu ſchaffen, ſo weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey ſolche Gefäße, die mit ihren Kiſten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbrin-

gen wollen? Wahr iſt's, ſie waren ſchön und von groſsem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich ſehr krank zurückgelaſſen hatte, und ich glaubte bei einem ſolchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wär'.

Genug, ich ſchickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und ſetzte den andern Morgen, mit gedachter Geſellſchaft, meinen Weg fort, und zwar unter beſtändigem Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: Gott! dir iſt die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat, ſechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schweſter; zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt, und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, ſo hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majeſtät. Auf dieſe Weiſe ſtärkte und tröſtete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreiſe von Lyon befanden, es war ungefähr zwey Stunden vor Sonnenuntergang, that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerſchläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten. Nach dem Donnern entſtand am Himmel ein ſo groſser und fürchterlicher

Lärm, daß ich dachte, das jüngſte Gericht ſey nahe; als ich ein wenig ſtille hielt, fielen Schloſſen, ohne einen Tropfen Waſſer, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie größer, wie Armbruſtkugeln, und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um, und ritt mit großer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die, um ſich zu ſchützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloſſen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich ſang ein Miſerere, und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beinah' zur Erde gefallen wäre, mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Aſt weder mich noch andere mehr beſchützen könne, und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſeyn müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und ſagte zu Leonarden, der immer nur Jeſus! Jeſus! ſchrie: Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte

es auf, und wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere erschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwey Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war, als alles was wir zu unserer Rettung hätten thun können; so dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbei fuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte: Ich habe unrecht gehabt wegzugehen, ich solle nun nicht weiter reisen, denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld, und alle Gelegenheit mir übels zu thun;

kam' ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen ſetzte, ſeyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts ſagen, ob er gleich ſehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch beſtand er darauf, daß ich auf alle Weiſe wieder zurückkehren ſollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte deſſen ungeachtet mit meiner Geſellſchaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine ſolche Beklemmung des Herzens, und wünſchte entweder ſchnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich dieſe Unſchlüſſigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Poſt nehmen, um nur deſto geſchwinder in Florenz zu ſeyn. Auf der erſten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir feſt vor, nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Geſellſchaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der ſeinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Caſtell Sanct Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn ſah; da ich aber

kein ander Mittel wußte ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid, ich wußte, daß ihr unschuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich

je-

jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft läßt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie einige thun die ich kenne, und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bei allem was mir täglich übles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte, ich genoß die Speisen

mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar, und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und Französische Kleinode für mehr als zweytausend Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte, und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast

du für dieſe ſchönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wollteſt, ſo würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich ſo ſehr lobſt. Darauf erzählte ich den großen Dank den ich Seiner Majeſtät ſchuldig ſey, daß Sie mich aus einem ſo ungerechten Kerker gezogen, und mir ſodann Gelegenheit gegeben hatte ſo wunderſame Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künſtler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich ſo ſprach machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, ſagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willſt, ſo werde ich dich dergeſtalt behandeln, daß du vielleicht darüber erſtaunen wirſt, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringſten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unſerer wunderſamen Schule zu zeigen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf ſeinen ſchönen Platz machen wolle. Darauf verſetzte er, daß er von mir, als erſte Arbeit, einen Perſeus begehre; ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geen-

digt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr! auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnolo, welches beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreymal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zwei-

fel über dieſe Streitfrage auflöſen, und gewiß wollte ich ihm mehr leiſten, als ich verſprach', er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieſelbe wär' ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbänd'. Darauf ſagte Seine Excellenz, ich ſollte ihm ſchriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfniſſe bemerken, er wolle alsdann deßhalb umſtändlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wär' ich damals ſo verſchmitzt geweſen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, ſo hätte ich mir nicht ſelbſt ſo großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in dieſem Augenblick ſchien der Herzog den beſten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu beſitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht daß dieſer Herr auch ſonſt noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freimüthigſte gegen ihn.

Als ich nun mein Bittſchreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günſtig geantwortet hatte, ſagte ich zu demſelben: Gnädigſter Herr! das wahre Bittſchreiben und unſer wahrer Contract beſteht weder in dieſen Worten, noch in dieſen Papieren, ſondern alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit ſo gelingt, wie ich verſprochen habe. Geſchieht das, ſo kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz ſich auch meiner Perſon und Ihrer Verſprechungen erinnern werde. Bezaubert von dieſen

Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte worin Platz genug sey, um meine Oefen aufzustellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so bät ich, zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie, du sollst dein Haus frei

erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn, und war sicher daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franciscus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie, und sagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassierer den Auftrag, der ein trockner und spitzfindiger Mensch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur so viel Steine, Sand und Kalk in's Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so höslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand des bestialischen Baccio Bandinello wegge

worfen hatte. So machte ich mir ſelbſten Muth, und blies dem Lactantio Gorini in den H***, und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im Großen anzufangen. Taſſo war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von ſeiner Profeſſion, dabei gefällig und froh, und ſo oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und ſang ein Liedchen durch die Fiſtel, und ich, der ich ſchon halb verzweifelt war, ſowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langſamen Weſen verſprach, mußte doch wenigſtens über die Hälfte ſeines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und ſuchte wenigſtens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben geſagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um ſo ſchnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeiſter gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und

als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen. Er verwundere sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieser Lactantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt, und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder jener, noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister! so lange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franciscus del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpf-

lichen Worten: er verwundere ſich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und ſagte: Nun hört mich, Franciscus del Riccio, ich will euch ſagen wer Meinesgleichen ſind; aber vorher ſollt ihr wiſſen: Euresgleichen ſind Schulmeiſter, die Kindern das Leſen lehren. Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Geſichte die Stimme, und wiederholte ſeine Worte; auch ich machte ein Geſicht wie unter den Waffen, und weil er ſo groß that, ſo zeigte ich mich auch übermüthig und ſagte: Meinesgleichen ſeyen würdig, mit Päpſten, Kaiſern und großen Königen zu ſprechen; Meinesgleichen ginge vielleicht nur einer durch die Welt, und von ſeiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er dieſe Worte vernahm, ſprang er auf ein Fenſtermäuerchen das im Saal war, dann ſagte er mir, ich ſolle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte ſie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner ſagte ich: es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei ſtehe. So blieb die Beſtie erſtaunt und erdfarb, und ich entfernte mich, voller Verdruß, in der Abſicht in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte ſie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht daß der Herzog ſogleich dieſe Teufeley erfahren ſollte, deßwegen hielt ich mich einige Tage

zu Hause, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwestern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das höflichste rufen, und fing an eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte: er wolle, als ein guter Christ, keinen Haß gegen jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: O Benvenuto! den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit: er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinello hat zweyhundert Scudi Besoldung, bist du damit zufrieden, so ist auch die dei-

nige gemacht. Ich ſagte, daß ich zufrieden ſey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke ſäh', ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlaſſen. So knüpfte ich den Faden, wider meinen Willen, auf's neue feſt, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog ſo unendliche Gunſt bezeigte, als man ſich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs bei'm Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treusten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kömmt Benvenuto nicht wieder? Und als er sich deßhalb besonders bei

meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich auf's beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Ihro Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Puncte gebracht den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär', hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl, als auch die Meduse, vom Gerippe an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon, und brannte sie, allein mit einigen Kna-

ben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieſes Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine anderen Bücher, die Kunſt zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter geſucht, um das Werk ſchnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn ſie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich ſo aufhielt, noch dabei zum Herzog ſagte, ich wolle ihm ſeine Arbeiter entziehen, denn mir ſelbſt ſey es nicht möglich, eine große Figur zuſammen zu ſetzen. Ich beklagte mich bei'm Herzog über den großen Verdruß, den mir die Beſtie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeſtehen möge. Dieſe Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, ſo viel als möglich, allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indeſſen ich mich nun ſo Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schweſter krank, und als er in wenigen Tagen ſtarb, hinterließ er mir meine jüngere Schweſter mit ſechs Töchtern, große und kleine; das war meine erſte Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer ſolchen zerſtörten Familie zu ſeyn.

Nun wollte ich aber daß alles gut gehen ſollte, und da mein Garten ſehr verwildert war, ſuchte ich zwey Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte.

Der

Der eine war ein alter Mann von ſiebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich ſie drey Tage gehabt hatte, ſagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thät' beſſer ihn wegzuſchicken; denn er ſey nicht allein faul, ſondern verhinderte auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei verſicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich ſah daß dieſer Menſch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, ſo ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden ſogleich darüber einig; dieſer Jüngling beſorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab ſich alle Mühe, mir auch in der Werkſtatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunſt mit ſo vieler Geſchicklichkeit lernte, daß ich nie eine beſſere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit dieſem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne ſeine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derſelbigen Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortſetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldſchmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Dieſe ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern ſchönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine

Excellenz hatte daſſelbe der Herzogin zum Waſſerbecher beſtellt. Zugleich verlangte er von mir daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen ſolle; und auch dieſes Werk war auf's reichſte mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam ſehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzuſehen und mit mir zu ſprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indeſſen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Dieſe Arbeit gefiel Seiner Excellenz ſo wohl, und er warf ſo große Neigung auf mich, daß er ſagte, es werde ihm das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich im Palaſt arbeiten wollte, und mir darin Zimmer ausſuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich ſonſt bedürfte, auf's beſte einrichten könnte, denn er habe an ſolchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf ſagte ich Seiner Excellenz, es ſey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unſchätzbare Liebkoſungen, und hätte gewünſcht, daß ich nur allein für ſie gearbeitet und weder an den Perſeus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieſer eitlen Gunſt nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böſes und widerwärtiges Schickſal ein ſolches Glück nicht lange dulden, ſondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie ſehr übel

ich gethan hatte, um zu einem ſo großen Gute zu gelangen.

Denn was meine Franzöſiſchen Angelegenheiten betraf, ſo konnte der König den großen Verdruß nicht verſchlucken, den er über meine Abreiſe gehabt hatte, und doch hätte er gewünſcht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber ſo viel Urſachen zu haben, um mich nicht erſt zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich dieſen erſten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorſamer Diener erſchienen wäre, ſo hätten ſie geſagt: ich ſey der Sünder! und verſchiedene Vorwürfe die man mir fälſchlich gemacht hatte, ſeyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zuſammen und ſchrieb als ein Mann von Verſtande in ſtrengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätheriſchen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumſchränkte Herren von Florenz ſeyen.

Mit einem ſolchen Briefe gingen ſie zum König, und drangen in Seine Majeſtät, ihnen mein Caſtell zu überlaſſen, auf die Weiſe wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieſer beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er ſah wohl ein, worauf ihre boshaften Abſichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch

einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlaſſen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weiſe, durch einen ſeiner Schatzmeiſter ſchreiben. Dieſer hieß Herr Julian Buonacorſo, ein Florentiniſcher Bürger. Dieſer Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtſchaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, ſo ſey ich nun, da ich für meine Abreiſe keine Urſache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenſchaft von allem zu geben was ich von Seiner Majeſtät in Händen gehabt, und was ich für ſie gearbeitet habe.

Als ich dieſen Brief erhielt, war ich äußerſt vergnügt, denn ich hätte ſelbſt nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notaren und eines Schatzmeiſters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, ſie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Taſche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Verſprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen

könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über siebenhundert Goldgülden schuldig, die ich deßwegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wisse, daß ich immer Brot finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufrie-

denheit durchlas, dann ſchickte ich ihn ſogleich nach Frankreich unter der Adreſſe des Cardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreyßig Carat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Intereſſe, dieſen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erſt eine Roſette geweſen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem ſolchen Juwel verlangen konnte, ſo hatten die Herren die Spitze wegſchleifen laſſen, und nun nahm er ſich, als Brillant, auch nicht ſonderlich aus; unſer Herzog, der die Juwelen äußerſt liebte, gab dem Schelm Bernardo gewiſſe Hoffnung, daß er dieſen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte den Herzog zu hintergehen, ſo ſprach er mit ſeinem Geſellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund geweſen, und weil er ſah, daß ich bei unſerm Herzog immer aus- und einging, ſo rief er mich eines Tages bei Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und ſagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewiſſen Diamant zeigen, den er Luſt hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant ſehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn für ſiebenzehntauſend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel ſeht, ſo wird ſich ſchon

was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen was ich verstünd', ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, das ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen,

die der Stein habe; darauf ſagte ich, es ſey das eben keine große Schönheit, ſondern vielmehr nur eine abgeſchliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einſah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdruſſes von ſich, und ſagte, ich ſolle den Werth des Edelſteins betrachten, und ſagen was ich ihn ſchätze. Da nun Antonio Landi den Stein für ſiebenzehntauſend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchſtens fünfzehntauſend dafür bezahlt, und weil ich ſah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit ſagte, ſo wollte ich ihn in ſeiner falſchen Meinung erhalten und ſagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntauſend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und ſagte: Nun ſehe ich, daß du dich nicht darauf verſtehſt. Ich verſetzte: Gnädiger Herr! ihr ſeht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht, den Ruf eures Edelſteins zu erhalten, ſo werde ich bemüht ſeyn mich darauf zu verſtehn. Sagt mir wenigſtens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weiſe Ew. Excellenz mich darauf verſtehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg, und ſagte: Fünf und zwanzigtauſend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geſchah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldſchmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf dieſen Lärm herbeigelau-

fen, zu dieſem ſagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für ſiebenzehntauſend Scudi angeboten, und ich glaube für fünfzehntauſend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will ſeinen Edelſtein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält. So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt, gleichſam anatomiſch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie auf's beſte, dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte; der Herzog, der oft gekommen war mich zu ſehen, war ſo beſorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte, ich möchte einen Meiſter zu Hülfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato, und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem

Sohn eines Böttchers, aus einem ungewiſſen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in ſeiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufſeher der Polizeydiener und aller Gerichtsſtellen der Stadt Florenz gemacht. Dieſer, als er mit aller ſeiner Wachſamkeit mir nichts übels thun, und ſeine Klauen nirgends einſchlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu ſeinem Zweck zu gelangen. Er ſuchte die Mutter meines Lehrburſchen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantiſche Schelm mit der hölliſchen Spitzbübin einen Anſchlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewiſſer Bologneſer war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem ſchelmiſchen pedantiſchen Narren, dem Haushofmeiſter, erhalten hatte, kam ſie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohne zu mir und ſagte, ſie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeſchloſſen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen ſolle ſie ihn gehen laſſen wohin er wolle. Ich lachte ſie aus und fragte, warum ſie ihn eingeſchloſſen habe? Sie antwortete: weil er mit mir geſündigt habe, ſo ſey ein Befehl ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf ſagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich geſündigt? fragt den Knaben ſelbſt. Sie fragte darauf den Sohn, ob es

nicht wahr sey? Der Knabe weinte, und sagte: Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht! Dann wendete sie sich zu mir, und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten, denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwitwete Schwester, mit sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir haben. Darauf sagte sie: der Haushofmeister habe dem Bargell die Commission gegeben, man solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu nehmen: da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden, und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thät' ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, dreymal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufeley ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweytausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub gegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene

Weiſe mein grauſames Schickſal mich verfolgte, tröſtete ich mich, da ich mich ſo munter und friſch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weiſe zu ſcharmuzziren. Indeſſen ich ſo an meine Umſtände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieſer ſchönen und reichen Stadt. Ich beſuchte den wunderſamen Tizian, den Mahler, und Meiſter Jacob del Sanſovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeiſter, einen unſerer Florentiner, den die Venezianiſchen Obern ſehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unſerer Jugend genau gekannt. Dieſe beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkoſungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich ſogleich bei der Hand nahm und mir auf's freundlichſte zuſprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienſte des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonacorſi, und weil er, ohne ſeine größte Gefahr, ſich nicht überall durfte ſehen laſſen, brachte er die meiſte Zeit in meinem Schlößchen zu, und ſah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieſer alten Bekanntſchaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten ſich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? Denn ſie dachten es ſey meine Abſicht nach Frankreich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihnen die

Urſache, warum ich aus Florenz gegangen ſey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf dieſe Worte wendeten ſich beide mit ſo viel Ernſt und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerſt fürchtete, und ſagten: Du thäteſt beſſer nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt biſt; was du da gewonnen haſt, wirſt du alles in Florenz verlieren, und daſelbſt nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiſ'te den andern Tag, ſo geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indeſſen legten ſich die Teufeleyen meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Urſache geſchrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernſt und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien beſuchen. Nach einer kurzen ernſthaften Stille redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich geweſen ſey? Ich antwortete, mein Herz ſey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hätten, den Körper ein wenig ſpazieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und ſo discurirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir, ich ſolle fleißig ſeyn und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich, mit ihren ſechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und

arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieſes Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu verſuchen welche zu den Formen geſchickt ſeyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der Florentiniſchen Erden bedient hatte, dabei ſehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun zuletzt auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die mir auf's beſte diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſter Zanobi von Pagno des Glockengießers, und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefallen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hauſe das er mir geſchenkt hatte errichtet worden war, und ſobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt, ſich in Ordnung befand, machte ich Anſtalt die Statue der Meduſe zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da die-

ſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen auf das allerbeſte; er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen, und behaupten dergeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszuputzen. Das iſt aber ein närriſches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegoſſen iſt, muß mit Hammer und Grabſtichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderſamen Alten gethan hatten, und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verſtanden. Dieſer Guß gefiel Seiner Excellenz gar ſehr, als ſie in mein Haus kamen ihn zu ſehen, wobei ſie mir großen Muth einſprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der raſende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verſtehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösſe, ſo ſey ich doch nie im Stande ſie zuſammenzuſetzen, denn ich ſey neu in der Kunſt, und Seine Excellenz ſolle ſich ſehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Dieſe Worte vermochten ſo viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt

kürzt wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergeſtalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und beſorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen ſage ich von neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreymal beſſer zu machen, als das Modell war, ſo wie ich geſprochen habe. Als ich bemerkte, daß dieſe Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, ſo ärgerte ich mich dergeſtalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenſchaft, ſo daß ich den Herzog auf's neue anging und ſagte: Gnädiger Herr! dieſe Stadt war auf alle Weiſe die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt iſt, und etwas gelernt hat, ſo thut er wohl, um den Ruhm ſeiner Stadt und ſeines Fürſten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz iſt bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wunderſame Michel Agnolo Buonarotti iſt; dieſe vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und ſo hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deßwegen mich gehen zu laſſen; aber ich bitte euch ſehr den Bandinello feſt zu halten, und ihm immer mehr zu geben als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, ſo wird ſeine Anmaßung und Unwiſſenheit dieſer edlen Schule auf alle Weiſe Schande machen. Und ſo gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für

meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um, und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sey das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, ob ich gleich voraus sah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: Du bist unwillkommen (Malvenuto!)

Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz scherzt nur: und ich will also weiter nichts sagen. Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen, denn er höre daß ich, im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: Gib erst wieder was du von Bernardone borgtest. Da hast du eins! Darauf versetzte ich: Gnädiger Herr, ich danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwey Ambose, und drey kleine Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte: er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von denen die es ihnen selbst hinterbringen, oder von andern, so strafen sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen, wie vorher. Darauf

verſetzte ich: Die Schelmſtreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir ſagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeſchliffenen Spitze verwendet haben, denn ich hoffe die Urſache zu zeigen, warum dieſer böſe Menſch mich in Ungnade zu bringen ſucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant koſtet mich fünf und zwanzigtauſend Scudi, warum fragſt du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Antonio Landi geſagt, wenn ich ſuchen wollte dieſen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, ſo wolle er ihn für ſechzehntauſend Scudi geben. Das war nun ſein erſtes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun was ſie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr ſey, fragen ſie den Domenico Poggini, und ſeinen Bruder, die hier gegenwärtig ſind, ob ich es damals nicht gleich geſagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz ſagten, daß ich es nicht verſtehe, und ich wohl ſah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wiſſet, gnädiger Herr, ich verſtehe mich ſehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, ſo gut als einer auf die Welt gekommen iſt, und ich werde euch niemals acht- bis zehntauſend Scudi ſtehlen, vielmehr werde ich ſie mit meiner Arbeit zu erwerben ſuchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldſchmied und Münzmeiſter zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlun-

gen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieſes jetzt ſage, geſchieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabei, und ich ſage es in Gegenwart ſo vieler wackren Leute, die hier ſind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er ſagt.

Sogleich ſtund der Herzog entrüſtet auf, und ſchickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reiſen. Antonio behauptete, er habe nicht von dieſem Diamant geſprochen. Als ſie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und ſagte: Gnädiger Herr! was ich geſagt habe, iſt wahr, und was Bernardone wegen der Geräthſchaften ſagt, iſt nicht wahr; wenn er es beweiſ't, will ich in's Gefängniß gehen. Darauf wendete ſich der Herzog zu mir und ſagte: Benvenuto! bleibe ein rechtſchaffner Mann, und ſey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon geſprochen. Ich hielt mich indeſſen zu der Faſſung des Edelſteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, ſagte ſie mir ſelbſt, ſie ſchätze meine Arbeit ſo hoch als den Diamant den ihr der Bernadaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele ſelbſt an die Bruſt ſtecken ſollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel, darauf befeſtigte ich den Edelſtein, und ging unter vielen Gnadenbezeugungen die ſie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß ſie ihn wieder habe umfaſſen laſſen, durch einen Deutſchen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone

behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thue nur und ich werde sehen; er gab mir weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefäß. Weil ich aber meinen

Perſeus nicht zurücklaſſen wollte, und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldſchmied hieß, der die Arbeit ungeſchickt anfing und ſie nicht einmal förderte, ſo daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich ſie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich ſah, daß er weder ſelbſt, noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich ſie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von dieſem Handel vernahm, ſchickte nach den Gefäßen und Modellen und ſagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verſchiedene Perſonen in Venedig und an andern Orten arbeiten laſſen, und ward immer ſchlecht bedient.

Die Herzogin ſagte mir oft, ich ſollte Goldſchmiedearbeiten für ſie verfertigen. Darauf verſetzte ich öfters: Die Welt und ganz Italien wiſſe wohl daß ich ein guter Goldſchmied ſey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand geſehen, und einige raſende Bildhauer verſpotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling ſey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perſeus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzuſtellen. So ging ich nach Hauſe, arbeitete

Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palaſt ſehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine ſilberne Gefäße machen, groß wie ein Zweypfennigtöpfchen mit ſchönen Masken auf die reichſte antike Weiſe. Als ich die Gefäße brachte, empfing ſie mich auf das freundlichſte, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat ſie, ſie möchte dem Herzog ſagen, daß ich zu einem ſo großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er der böſen Zunge des Bandinells nicht glauben ſolle, die mich verhindere meinen Perſeus zu vollenden. Zu dieſen meinen kläglichen Worten zuckte ſie die Achſel und ſagte: Fürwahr der Herzog ſollte nur zuletzt einſehen daß ſein Bandinelli nichts taugt.

Fünftes Capitel.

Die Eiferſucht des Bandinelli legt unſerm Verfaſſer unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang ſeines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fieſole, einen natürlichen Sohn zu beſuchen, und trifft auf ſeinem Rückweg mit Bandinelli zuſammen. — Erſt beſchließt er ihn zu ermorden; doch, da er ſein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt ſich wieder ruhig und hält ſich an ſein Werk. — Unterhaltung zwiſchen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed reſtaurirt. — Nachricht von einigen Marmorſtatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er faſt ſein Auge. — Art ſeiner Geneſung.

So hielt ich mich zu Hauſe, zeigte mich ſelten im Palaſt und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewiſſe Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit ſeinem Mückenſtimmchen, indem er ſeine Spinnenfinger bewegte: Warum endigſt du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirſt!

Ich ſagte darauf erzürnt: Hol euch der Henker und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe zu meinem unglücklichen Perſeus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zuſtandes, den ich in Paris im Dienſte des verwundernswürdigen Königs verlaſſen hatte, der mich in allem unterſtützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern ſtieg ich auf ein ſchönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fieſole, meinen natürlichen Sohn zu beſuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Geſellen, in der Koſt hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küßte es in meinem Verdruſſe. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich feſt mit den Händen unter einem wüthenden Weinen und Geſchrei, das, in dem Alter von ungefähr zwey Jahren, eine äußerſt verwunderſame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fänd', verzweiflungsvoll auf den Boden zu ſtrecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in ſeinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, ſogleich entſchloſſen das

blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreit von der teufliſchen Raserey. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte; und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessen ungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und obschon

der große Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlaſſen; er hieß Franciscus, Sohn Matthäus des Schmiedes; dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben? Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter geſprochen, der mich fragen ließe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte, er wolle mir ein ſchönes Stück Stein dazu geben; darauf verſetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böſer Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert ſich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domenico entronnen iſt. Nun ſag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede niemals von dieſer Beſtie und er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeſchickt bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuſpähen; nun gehe und ſag' ihm, ich werde den Marmor, auch wider ſeinen Willen, abfordern, und du magſt wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaſte ſehen laſſen. Einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinah abgeſpeiſ't und wie ich hörte, ſo hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes

von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen und sagte: Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne Gleichen; jetzt, da er sie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung ist, zu große Arbeit verursachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin erlauben solle. Alsbald legte ich Hand an und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte: ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geschenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so

liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Palaſt ſehen zu laſſen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir, auf eine ſehr freundliche Weiſe: Du biſt willkommen! ſiehe, dieſes Käſtchen hat mir Herr Stephan von Paläſtrina zum Geſchenke geſchickt, eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält. Als ich das Käſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von Griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben, deßwegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen, indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf.

Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſey, fragte mich viel darüber und ſagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Fürtrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe, worüber du dich ſo ſehr verwunderſt. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltne Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen, und es um ſo lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, ſchien ein wenig unruhig und ſagte mit ernſthaftem Geſichte: Was wollt ihr, Bandinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieſer ſogleich die Augen auf das Käſtchen worin die aufgedeckte Statue lag, und ſagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfſchütteln, indem er ſich gegen den Herzog wendete: Herr, das iſt auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz ſo oft geſprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verſtunden, deßwegen auch ihre Werke voller Fehler ſind. Ich war ſtill und merkte nicht auf das, was er ſagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Beſtie ihr ungefälliges Gewäſch geendigt hatte, ſagte der Herzog

zu mir: Das iſt ganz das Gegentheil von dem, was du, mit ſo viel ſchönen Gründen, mir erſt auf's beſte bewieſen haſt, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf dieſe herzoglichen Worte, die mir mit ſo vieler Anmuth geſagt wurden, antwortete ich ſogleich: Ew. Excellenz wird wiſſen, daß Baccio Bandinelli ganz aus böſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, ſo wie er immer war, dergeſtalt, daß alles, was er auch anſieht, ſelbſt Dinge die im allerhöchſten Grad vollkommen gut ſind, ſich vor ſeinen widerlichen Augen ſogleich in das ſchlimmſte Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher iſt das, was ich Ew. Excellenz von dieſer fürtrefflichen Statue geſagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das iſt nur ganz allein das Böſe, woraus er zuſammengeſetzt iſt.

Der Herzog ſtand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indeſſen als ich ſprach verzerrte Bandinell ſeine Gebärde und machte die häßlichſten Geſichter ſeines Geſichts, das häßlicher war, als man ſich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte ſich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam wo er ſich niederſetzte. Bandinell und ich ſtanden zu ſeiner Rechten und Linken. Ich hielt mich ſtill, und die Umſtehenden, verſchiedene Diener ſeiner

ner Excellenz, ſahen den Bandinell ſcharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben geſagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und ſagte: Als ich meinen Hercules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert ſchlechte Sonette darauf gemacht, die das ſchlimmſte enthielten was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! verſetzte ich dagegen: Als euer Michel Agnolo Buonarotti ſeine Sacriſtey eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Beſſeres darüber ſagen könnte. Und ſo wie jener das Gute verdiente, das man von ihm ausſprach, ſo verdient dieſer alles das Uebel was über ihn ergangen iſt. Auf dieſe Worte wurde Bandinell ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: Und was wüßteſt du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir ſagen, wenn du ſo viel Geduld haſt mir zuzuhören. Er verſetzte: Rede nur!

Der Herzog, und die andern die gegenwärtig wären, zeigten große Aufmerkſamkeit, und ich fing an: Wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrieß-

liche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Diese treffliche Schule sagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löw-Ochsen vorstellen solle? Er sehe gar nicht auf das was er thue, der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern glichen, sagt man, zwey hölzernen Bogen von einem Eselssattel, die Brust mit ihren Muskeln seyen nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensacke, den man gerade vor die Wand stellt; so sey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben die etwas zu machen verstunden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sey der größte und unerträglichste Fehler den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen

ſagt man, ſie ſeyen beide ohne die mindeſte Zierlichkeit herunter geſtreckt, man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menſchen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus ſeyen die Waden in einander verſenkt, daß wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie, einer der Füße des Hercules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern ſey.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die größte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Menſch an und ſagte: O du böſe Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen, deßwegen glaub' ich, deine Zeichnung iſt wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Geſicht und die Geſichter der andern anſah, die ihn mit Blicken und Mienen zerriſſen, ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Frechheit hinreißen, kehrte ſein häßlichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: O ſchweige ſtill, du Sodomit!

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern ſchloſſen den Mund und war-

fen finſtere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine ſo ſchändliche Weiſe beleidigt ſah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geſchicktes Mittel. O du Thor! ſagte ich, du überſchreiteſt das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine ſo edle Kunſt verſtünde; denn wir leſen, daß Jupiter ſie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiſer und Könige derſelben; ich aber als ein niedriges und geringes Menſchlein wüßte mich nicht in einen ſo wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte ſich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieſer Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, ſo wiſſet nur, geneigte Leſer, daß mir inwendig das Herz ſpringen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteſte Schwein, das jemals zur Welt gekommen, ſo kühn ſeyn ſollte, mir in Gegenwart eines ſo großen Fürſten einen ſolchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er dieſe Worte nicht in ſo großer Gegenwart ausgeſprochen, ſo hätte er mir todt auf der Erde liegen ſollen.

Da der ſchmutzige dumme Schurke nun ſah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, ſich wieder in eine neue Albernheit einzulaſſen, indem er ſagte: Dieſer Benvenuto rühmt ſich, als wenn ich ihm einen Marmor verſprochen hätte. Darauf ſagte ich ſchnell:

Wie? haſt du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Geſellen, ſagen laſſen, daß wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſeyſt? Ich habe es angenommen und verlange es. Er verſetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht ſehen wirſt. Noch voll Raſerey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth verſetzte: Ich ſage dir ausdrücklich: wenn du mir nicht den Marmor bis in's Haus ſchickſt, ſo ſuche dir eine andere Welt, denn in dieſer werde ich dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und ſagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieſes Menſchen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich ſelbſt vergeſſen; deßwegen verzeiht mir! Darauf ſagte der Herzog zum Bandinell: Iſt es wahr, daß du ihm den Marmor verſprochen haſt? Dieſer antwortete, es ſey wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: Geh' in ſeine Werkſtatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich verſetzte, er habe verſprochen, mir eins in's Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen, und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor

in's Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Laß' das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe. Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche, dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam,

überlegte ich, daß es eine Sünde sey es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stunden vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl in's rechte Auge, und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das

Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach die ſie unter dem Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwey Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeikam, es war nur noch drey Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer Franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben die von mir

Uebles reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden, und versetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja als Herr, aber nicht als Künstler: denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wär', wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Gebräuchen in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten die ich in Frankreich unter dem wundersamen König Franciscus gemacht habe, sind mir trefflich gerathen, bloß weil die-

ser gute König mir immer so großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da bald dort hin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter, betrübte mich äußerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? Sogleich versetzte ich: Nun sehet, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb

erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er ſich ſchnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will ſo viel Geduld haben die Urſache anzuhören, die du dir ausdenken kannſt, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz ſo eine wahre Urſache angeben, daß ſie die Sache vollkommen einſehen ſoll. Denn wiſſet, gnädiger Herr, es iſt nicht die Natur des Feuers abwärts, ſondern aufwärts zu gehen, deßwegen verſpreche ich, daß der Kopf der Meduſe trefflich kommen ſoll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunſt, ſechs Ellen hinabgetrieben werden muß, ſo ſage ich Ew. Excellenz, daß er ſich unmöglich vollkommen ausgießen aber leicht auszubeſſern ſeyn wird. Da verſetzte der Herzog: Warum dachteſt du nicht dran es ſo einzurichten, daß er eben ſo gut als der Kopf ſich ausgießen möge. Ich ſagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müſſen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Aſt der bis zu den Füßen hinunter dieſe ſechs Ellen reicht, nicht ſtärker als zwey Finger iſt; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles ſoll ausgebeſſert ſeyn; wenn aber meine Form halb voll ſeyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von

dieſer Hälfte an, nach ſeiner Natur in die Höhe ſteigen, und der Kopf des Perſeus und der Meduſe werden auf's beſte gerathen, wie ich euch ganz ſicher verſpreche. Da ich nun meine gründlichen Urſachen geſagt hatte, nebſt noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufſchreibe, um nicht zu lang zu werden, ſchüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun ſprach ich mir ſelbſt Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die ſich mir ſtündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlaſſen hatte, und nach Florenz meinem ſüßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almoſen zu bringen. Nun ſah ich freilich für eine ſolche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir, deſſen ungeachtet verſprach ich mir, daß wenn ich mein angefangenes Werk, den Perſeus, vollendete, ſich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zuſtand verwandeln würde und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, ſo ſchaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serriſtori zunächſt Monte Lupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perſeus mit jenen Erden, die ich verſchiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit ſie ihre Zeit hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde ge-

macht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwey Tage und zwey Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Luftcanäle anzubringen, wel-

ches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging: so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete

mich dergeſtalt, daß meine ſtarke Natur nicht wider-
ſtand. Es überfiel mich ein Fieber, ſo heftig, als man
es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte weg-
zugehen und mich in's Bette zu legen. Da wendete ich
mich ſehr verdrießlich zu denen die mir beiſtanden, das
ungefähr zehen oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im
Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die
beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich
Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchie-
dene Jahre durch angezogen hatte. Zu dieſem ſagte ich,
nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, Lieber
Bernardin, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt
habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall
wird bald gahr ſeyn, du kannſt nicht irren; die andern
braven Männer machen geſchwind die Canäle, und mit
dieſen beiden Eiſen könnt ihr die Löcher aufſtechen, und
ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen
wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in
meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es
mich umbringen. So ging ich höchſt mißvergnügt von
ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich
meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken
in die Werkſtatt bringen und ſetzte hinzu, ich würde den
Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und
ſagten, dieſes große Uebel würde vorbei gehen das mich
nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe,
und ſo litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das

Fie-

Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige die meinem ganzen Hausweſen vorſtand, und den Namen Frau Fiore von Caſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabei wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war, wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden zuſprechen, an zu reden, und ſagte: Armer Benvenuto! Euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und ſchlug ich, dabei jammerte ich, und ſagte: O ihr neidiſchen Verräther, dieſes Unheil iſt mit Fleiß ge-

schehen, und ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als einer darüber erstaunen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun versteht mich. Weil ihr die Art und Weise die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widersetzte sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandro Lastricati und sagte: Sehet, Benvenuto, ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen wie es die Kunst nicht erlaubt, und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen. Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu besehen und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwey Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer gehen, dessen Frau mir einen

Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und blitzen; von der andern Seite betrieb ich die Canäle, andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder auf's neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil, so viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! so daß die ganze Gesellschaft, als sie sahe daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drey verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte in mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich we-

der an's Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und ſich in die Höhe hob, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief, als es ſich gehörte, überlegte ich daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſeyn, und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweyhundert waren, herbeiſchaffen, und brachte eine nach der andern vor die Canäle, zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß jeder nunmehr das Erz auf das beſte geſchmolzen ſah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da und bald dort, und ſagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferſtanden und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe, daß meine Form ſich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der

Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwey Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Capaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah daß ihr in eurer Raserey uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferwaare, wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeis't zu haben. Nach Tische kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für alles was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang,

dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls Schuld seyen, sagten ihm, ich sey kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel: denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sey; das brachten sie nebst viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wunderſamer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hätte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem

Kopfe des Perseus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, so daß nicht das mindeste drüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte und diese seltsame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beste gekommen, und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen, so wie den Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden gestellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen sollte, daß ich verstehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge zusammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weise, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön gerathen fand, ging

ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzien noch viel erstaunlicher und wunderſamer die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz vorausſagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun sah daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen; da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Geſandten, welcher Averardo Serriſtori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papſt Julius des Dritten. (1550, 1551.)

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es bei'm Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreis'te befahl ich meinen Arbeitern daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümmern und andern schönen Dingen verziert war; aber die-

ser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Mahlerey. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab sich's, daß gedachter Bindo an seiner Thür stand und den Michelagnolo Buonarotti, der vorbeiging, ersuchte, er möchte ihn würdigen in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: Wer ist der Meister, der euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich finde ihn besser, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich alles besser zeigen, und euer Bildniß würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Portrait von Erz zeigte und mir sagte, daß es von eurer Hand sey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre,

ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto! wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz, ehe ich ſiegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe. Er antwortete mir dagegen: Du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben; gewiß er verdient mehr, als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und deßwegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe, und wir ſprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die ſich mit unter den fünftauſend befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein

Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir ist's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir so lang ich lebte funfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt

ſey und deßhalb ſich nicht entfernen könne. Ich ſagte darauf: da er ſich entſchloſſen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich in's Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: Und ihr? wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äußerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem ſo großen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hätte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bei ſich, der von Urbino war; dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches man ſehr wohl merken konnte, weil der junge Menſch gar nichts von der Kunſt gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit ſo vielen guten Gründen feſthielt, daß der nicht wußte was er ſagen ſollte, wendete er ſich ſchnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu ſage. Da rief dieſer Menſch auf ſeine bäueriſche Weiſe und mit lauter Stimme: Ich

laſſe nicht von Michelagnolo, bis ich ihn ſchinde oder er mich. Ueber dieſe dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abſchied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich und ging.

Da ich nun ſo ſchlecht mein Geſchäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büſte verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente laſſen mußte, lernte ich einſehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben ſey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Caſtell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palaſt zu Florenz fand ich Herrn Peter Franciscus Ricci, den Haushofmeiſter, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, ſagte er, mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du biſt zurück gekommen? Darauf ſchlug er in die Hände und ſagte, noch immer voll Erſtaunen: Der Herzog iſt zu Caſtello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Beſtie ſich ſo gebärdete. Sogleich ging ich nach Caſtell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, ſah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verſtehen, daß ich mich wegbegeben ſollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz ſollten mich ſo freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als ſie mich entlaſſen hatten, mußte nun ſo ein wunderliches

Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte. Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackrer Mann und bekümmere dich um weiter nichts. Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Weiſe freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: Es iſt ſein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas Böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen

Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis an's Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beihülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünſtige Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldſchmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen, deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen, und ich hatte ihm dießmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretären eilig und ſagte ihm etwas in's Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein andres Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was Seine Excellenz mache? Der Page ſagte zu ihr, er ſpricht und lacht mit Benvenuto und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe,

derobe, und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war und fragte mich, was ich davon hielte, ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: Ich will, daß mir sie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, so viel du kannst. Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich vermöge meiner Profession viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz sie kaufte. Darauf sagte sie: Der Kaufmann gibt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend werth seyn. Darauf versetzte ich: Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch niemand rathen, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben, denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber diese Perlen! Lobe sie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubst, so thue es mir zu dienen, es soll dein Vortheil seyn. Ein solcher Auftrag war mir, als einem bestän-

digen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte, Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deßhalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind. Ich aber versetzte: Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen, als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach allem was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweyhundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glau-

ben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte: Ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Persens, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: Wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast. Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweytausend Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew.

Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und dieſe Perlen anſchaffen? Er antwortete: weil ich nicht Luſt habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? ſagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreytauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt. Darauf ſagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich, und es ſind auch genug alte darunter, und daß das wahr iſt: ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! das iſt keine Waare für mich. Auf dieſe Worte ſah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich verurſacht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perſeus beinahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Palaſt käme, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verließen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich

eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte, und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte ſich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte, er ſolle ſich wegheben! Der Schelm ſagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch ſeine Eſelsnaſe klang: O, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann. Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: Entweder du gehſt, oder du kriegſt Ohrfeigen. Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und ſo fing er an:

Ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt, und, ſowohl wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! gehe und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann ſich die große Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier

Bandinell das Thor bei S. Friano; Pasqualiano von Ancona ward bei dem Thor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister bei St. Georg; Particino, der Zimmermeister bei St. Nicolas; Franciscus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, bei'm Kreuze, und Johann Baptista, Tasso genannt, bei dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Cassierer, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keinesweges nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: Wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir

nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich ſo gelind als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Excellenz mich anzuhören, und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte ſodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſey. Darauf ſagte der Herzog: Nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befeſtigt werden mußten und brachte ſie ihm; er unterſchied das Wahre vom Falſchen und ſagte mir ſehr freundlich: Nun gehe, und mach' es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardiſcher Capitain von ſchrecklicher ſtarker Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerſt unwiſſend; dieſer fragte mich ſogleich: was ich

machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein auf's andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verstehe, dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: Du willst gewiß, daß ich mit dir auf's Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber seyn mit dir als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte: Er habe unrecht, ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain von Cesena fand, den artigsten Mann den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Men-

schen die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünschte meine Arbeit zu verstehen, und ich zeigte ihm alles auf's gefälligste. Genug wir wetteiferten, wer sich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei und jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thorwache: sie sollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In dieſen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter ſich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächſten Zimmern am großen Saal des Palaſtes noch ſehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Roſt bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen ſie ſelbſt mit gewiſſen Grabſticheln rein zu machen, und einſt, als ich mit Seiner Excellenz ſprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiſelchen, die er in der Hand hielt, ſchlug, ſo daß die Figuren von Erde und Roſt gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herſtellte, und da er ſo viel Vergnügen an dem wenigen Meiſeln hatte, ſo ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verſpätete, ſo mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verſtehen, daß ich mich von meinem Perſeus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entſtehen könnte. Erſtlich fürchtete ich daß die lange Zeit die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geſchah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils ſo wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte ſich der Herzog, daß ich nur bei'm Ein-

bruche der Nacht in den Palaſt kommen ſollte. Seine Excellenz war äußerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Excellenz, um abgeſondert zu ſeyn, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge und ließ alle dieſe Thüren verſchließen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Palaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deßwegen, und wegen der ſchon bekannten Urſache den äußerſten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer großen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, ſogleich aufmachen ſollte, und ſo ließen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin

bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig seyn! dein Kommen wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden seyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen und der Bote sagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und so fuhr ich fort mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt eilig zurück-

gehen wollte; er aber ſagte ſchnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bei dir ſeyn. Indeſſen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb ſo artige Scherze, als ein ſolches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte ſich darüber und ſagte: Was iſt das für eine anmuthige Freundſchaft die meine Kinder zu dir haben?

Indeſſen ich nun an dieſen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum, und ſtachen mich, ohne daß es der Herzog ſah, ich aber bat ſie ruhig zu ſeyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich verſetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Baſe des Perſeus angebracht ſind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perſeus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich ſie zuſammen in gedachtes Zimmer bringen laſſen, wo ich Abends arbeitete, und ſie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge geſtellt, wo ſie ſich wirklich ſehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Perſon, die ihm die Nachricht brachte, dieſe Arbeiten über Verdienſt gerühmt und geſagt hatte: ſie ſeyen beſſer als die

alten, und mehr ſolche Dinge; ſo kam nun der Herzog und die Herzogin und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach ſeiner fürſtlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann, und ſagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birn in den Garten deines Hauſes. Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr! iſt es Ihr Ernſt daß ich die Birn in den Garten meines Hauſes legen ſoll? Der Herzog ſagte von neuem: In den Garten des Hauſes, das dein iſt. Verſtehſt du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den beſten Ceremonien die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über und ſprachen über zwey Stunden von nichts als von denſelben, ſo daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir ſagte: Ich will nicht, daß du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr ſollſt du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie auf's beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltne Tugend verdient. Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Baſe wo ſie ſich jetzo befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und

zwan=

zwanzig in den Palaſt, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Baſe ſchon alles zurechte gemacht hatte, ſo löthete ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzogin es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam alſo Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palaſt wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perſeus ſchon hingebracht hatte, und arbeitete an ſeiner Vollendung unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern Vorfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu ſehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herren die mit ihm waren und ſagte: Ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön vorkömmt, ſo muß es doch auch dem Volke gefallen, deßwegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Platze zu öffneteſt, um zu

ſehen, was das Volk dazu ſagt; denn es iſt keine Frage, daß es ein Unterſchied ſeyn muß, es frei oder in einer ſolchen Enge zu ſehen, und es wird ſich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf dieſe Worte ſagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte beſſer ausſehen. Erinnern ſich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauſes geſehen zu haben, wo es ſich ſo gut zeigte. Ja ſogar Bandinello, der es daſelbſt ſah, war genöthigt, ungeachtet ſeiner böſen Natur, Gutes davon zu reden, er, der ſein ganzes Leben lang von niemand Gutes geſprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf ſagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewiſſer Firniß und andere Kleinigkeiten die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, ſchalt und betrübte mich und verwünſchte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich ſah freilich den großen Verluſt den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und ſah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten ſollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geſchehen. Und ſo

mit größtem Verdruſſe deckte ich die Bildſäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß ſobald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrei zum Lobe des Werks erhub, wobei ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen entſtand. Indeſſen ſuchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und Griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, nämlich Mahler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte, und unter andern, der geſchickte Mahler Jacob von Pontormo; am höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch in's Haus ſchickte, worin er ſo viel Gutes, auf ſeine ſeltene und angenehme Weiſe ſagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt, und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Geduld waffnen. An diesen Reden war Bandinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen, denn der neidische Bandinell hörte nicht auf Uebles zu reden. So sagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Fi-

gürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza! geh' zu Benvenuto, und sag' ihm von meinetwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie

heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus, der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämmtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen.

Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwey Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du dich verwundern sollst, und ich sage dir, der morgende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage,

damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angeſtrengt habe, und bin überzeugt, daß mein feſter Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen dieſem und ſo manchem andern wunderbaren Beiſtand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unſterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich verſetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Vallombroſa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Seſtile, weil ich höre, daß daſelbſt ſchöne Alterthümer ſind. Dann will ich über St. Francesco della Vernia zurückkehren, unter beſtändigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunſch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterem Geſichte: Geh' und kehre zurück! Wirklich ſo gefällſt du mir; laſſe mir zwey Verſe zum Andenken und ſey unbeſorgt.

Sogleich machte ich vier Verſe, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieſer empfing ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: Lege ſie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm' und ſeine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube er brächte mich um. Auf dieſe ſcherzhafte

Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werk-

ſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebenzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſars, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf dieſe Weiſe mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was ſehr Nützliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand nehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaſte und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaſte des Podeſta zurückkehrte, bei der Ab-

tey. Als er mich sah, empfing er mich auf's freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palaste. Daselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deßwegen sey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse

Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: Es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen: Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog

auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: Du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Beſtes gethan zu haben, indem ich ſo demüthige Worte brauchte: denn ob ſie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, ſo war ihr doch eine gewiſſe gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine ſchlimme Wendung. Ich war zu der Zeit ſehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgeſetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderm ſagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog haſt, in's Gleiche zu bringen. Hätteſt du Vertrauen in mich, ſo glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich ſage. Wird der Herzog wirklich einmal böſe, ſo wirſt du dich dabei ſehr übel befinden; das ſey dir genug, ich kann dir nicht alles ſagen. Nun hatte mich vorher ſchon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauiſch gemacht, denn er erzählte mir, er habe ſie bei irgend einer Gelegenheit ſagen hören: Er will ja für weniger als zwey Pfennige den Perſeus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt ſeyn.

Wegen dieſes Verdachts ſagte ich Herrn Albizzi: Ich überlaſſe ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden ſeyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieſer Ehrenmann, der ſich recht gut auf die Soldatenkunſt verſtand, beſonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menſchen ſind, hatte keine Luſt an der Bildhauerey und verſtand auch deßwegen nicht das mindeſte davon. Als er

nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog, auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreytausend fünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könne. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie, es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgülden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel das mir begegne treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir sollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich

auf's höflichſte an ihn und bat ihn mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſo gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herausließe, denn er ſagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Palaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey, er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eignen Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden ſchuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht dieſen Reſt jemals zu erhalten, denn es waren ſchon drey Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht mich wieder allmählich in Gunst zu setzen, und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiscal, und besonders von Baptista Bandini von Volterra, dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall wie mit deinem Perseus, für den du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog

noch zorniger und ſagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: Ja es iſt gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein ſolches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wiſſen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf verſetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand geſetzt in der größten Schule der Welt ein großes und ſchweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden iſt als irgend eins, das jemals in dieſer göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meiſten ſchmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunſt ſind und ſich darauf verſtehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beifall gaben. Dieſer treffliche Mann bemühte ſich und machte mir vier Sonette, worin er die edelſten und herrlichſten Worte ſagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieſer wunderſame Mann war ſchuld, daß die ganze Stadt ſo ſehr in Bewegung kam. Freilich wenn ſich dieſer Mann ſo gut mit der Bildhauerkunſt als der Mahlerey abgeben wollte, ſo würde er vielleicht ein ſolches Werk vollenden können. Auch geſtehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meiſter Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anſtrengung als ich ſelbſt; nun aber, da er ſehr alt iſt, wird ihm eine ſolche Arbeit gewiß nicht gelingen, ſo daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unſerer Zeit niemand bekannt ſey, der ſie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den

größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: Du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartholini, und Herrn Pandolfo della Stuffa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen,

denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Dieſe beiden wackern Männer gingen ſogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut was ſie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns geſagt, daß er bei Strafe ſeiner Ungnade euch befiehlt, ihm den Preis zu beſtimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt euch die Zeit und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl ſechszehntauſend Goldgülden und mehr werth ſey. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinells annehmen wolle, da er nur übles von jederman ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit; genug ich hätte beſſer gethan, die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wär' in kurzem bezahlt geweſen, und hätte einen gröſsern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, ſei-

nen Auditor ſagen: er verlange, daß ich gewiſſe Geſchichten in halb erhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinells war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verſtand nichts in der Welt von Architektur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ergebenſte dem Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von zweyhundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Baucaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen daß ſo viele Geſchichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wär'; dabei führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht, man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder An-

muth noch Proportion daran. Die zweyte Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll seyn würden, deßwegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das angenehmste zu sagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog

auf, der einigermaßen über mich erzürnt ſchien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er verſprach mir's. So fing ich umſtändlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit ſo viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen ſeyn, daß ich ihn endlich beſänftigt hatte. Dann ſetzte ich hinzu: Wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, ſo gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, welches zwey große Werke ſeyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geſchichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergeſtalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verſchiedene mit der äußerſten Anſtrengung unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es ſchien mir viel bequemer zu dem Dienſte, wozu es beſtimmt war. Ich hatte ſie oft in den Palaſt getragen, und der Herzog ließ mir durch ſeinen Kämmerer ſagen, ich ſollte ſie da laſſen. Nachdem ſie der Herzog geſehen, bemerkte ich wohl daß Seine Excellenz nicht das Beſte gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Geſpräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemſte zum Dienſt und das ſchönſte zur Anſicht ſey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten beſſer gefalle, und daß er es ſo haben wolle, und ſprach lange auf eine

freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinell stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz besonderer Gunst, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der

Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen: denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren ſämmtlich bei Tafel, jene aber ſpeiſ'ten allein, und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß, und ließ mich mit ſehr günſtigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſchönen Marmor den ich je geſehen hatte, und ſagte: wie ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von S. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente ſo berühmt geworden, als ſeit den Alten keine bisher gewe-

ſen. Sogleich ſagte die Herzogin mit Verdruß: ſie wiſſe recht gut alles was ich ſagen wolle, ich ſolle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor ſprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber verſetzte: Alſo mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz beſorgt bin, und alles bedenke, damit Sie beſſer bedient ſeyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte; wenn ihr auch ſchon entſchloſſen ſeyd, daß Bandinell denſelben machen ſoll, ſo würde dieſer, um ſeiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten ein ſchönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf dieſe Weiſe werdet ihr beſſer bedient ſeyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten ſtrebt; ich meine nach der ſchönen Art dieſer wunderſamen Kunſt, ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und ſie verſteht. Darauf ſagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte wären umſonſt, ſie wolle, daß Bandinell den Marmor haben ſolle. Frage den Herzog, ſetzte ſie hinzu, ob dieß nicht auch ſein Wille ſey? Darauf ſagte der Herzog, der bisher immer ſtill geweſen war: Es ſind zwanzig Jahre, daß ich dieſen ſchönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und ſo will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten ſoll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und ſagte: Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu

erzeigen daß ich nur wenige Worte zu ihrem eignen Vortheil ſage. Der Herzog verſetzte: ich ſolle ſagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wiſſet, mein Herr, der Marmor woraus Bandinell ſeinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michelagnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simſons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das ſchönſte Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwey einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deßwegen ſchreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht das man jenem Marmor angethan. Ich glaube daß mehr als tauſend Sonette zur Schmach dieſer ſchlechten Arbeiten angeſchlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieſes Vorfalls ſich ſehr gut erinnert, deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer denen das Geſchäft aufgetragen war, ſo unweiſe handelten dem Michelagnolo ſeinen ſchönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man ſieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieſer viel ſchönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht iſt, von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geſchickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt ſie vor der Schule ſämmtlich aufſtellen! Ew. Excellenz wird hören was man ſagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beſte wählen. Auf dieſe Weiſe werft

ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwey Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Car-

dinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen: ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingäb'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreyhundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweytausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern

damit ein reines Geſchenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen ſind weder Gunſt noch Ungunſt erzeigen. Darauf ſagte ſie zornig: Alſo ſchätzeſt du weder meine Hülfe noch meinen Widerſtand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß ſie zu ſchätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytauſend Goldgülden werth halte; aber ich verlaſſe mich zugleich auf meine mühſamen und kunſtmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti ſelbſt gegenwärtig wär', von welchem und von ſonſt niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der ſo viel verſteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wiſſen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meiſter könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen iſt. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtand ſie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, ſo gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen ſuchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu beſehen und mit ihm zwey Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünſtigten mich beide gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten,

was

was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle! Dadurch würden Sie ſich am beſten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden, ſo werden Sie nicht dem verdienten Manne, ſondern ſich ſelbſt großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerſt den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einſichtsvolle Perſonen werden ſich überzeugen, daß Sie an der Kunſt Freude haben und ſich darauf verſtehen. Auf dieſe Worte zog der Herzog die Achſeln, und indem er wegging, ſagte der Luceſiſche Abgeſandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto iſt ein ſchrecklicher Menſch. Der Herzog ſagte darauf: Er iſt viel ſchrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht geweſen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen ſind. Dieſe ausdrücklichen Worte ſagte mir derſelbe Geſandte, und ſchien mich über meine Handelsweiſe zu tadeln. Worauf ich verſetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es iſt mir nicht möglich, zu ſchmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weise,

wie es mir gefalle, darinne zurichten ſollte. Bandinello hatte dieſes gemerkt und eilte ſein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, ſie ſolle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verſchaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alſobald ſtellte er ſein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er ſtarb.

Da ſagte die Herzogin: ſie habe ihm im Leben geholfen, ſie wolle ihm im Tode auch noch beiſtehen, und ob er gleich weg ſey, ſollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäckler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinells wäreſt du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben geſagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, ſo groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon verſehen laſſen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge wo mein Perſeus ſtand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand an's Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte

wohl, daß die Herzogin ſich vorgeſetzt hatte mir ihn nicht zu überlaſſen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich verſprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt ſehen würde, daß ſie, als eine Perſon von Einſicht, es ſelbſt bedauern müßte, dem Marmor und ſich ſelbſt einen ſo ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verſchiedene Künſtler machten ſolche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloſter Santa Croce, Vincencio Danti, von Perugia, im Hauſe des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Piſa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm ſchon ein wenig die letzte Hand anſah, kam der Herzog vom Palaſte herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebſt Ammanato und allen ſeinen Geſellen, gearbeitet hatte. Indeſſen der Herzog das Modell anſah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geſchwätz einnehmen wollte, ſchüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte ſich zu ſeinem Herrn Stephan und ſagte: Geh' und frage den Benvenuto, ob ſein Koloß ſo weit vorwärts iſt, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete ſehr gefällig und gütig den Auf-

trag des Herzogs aus, und ſagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne ſehen laſſen, ſo ſolle ich es frei ſagen, denn der Herzog wiſſe wohl daß ich wenig Hülfe bei einem ſo großen Unternehmen gehabt habe. Ich verſetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts ſey, ſo würde doch der Geiſt Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig ausſehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und ſobald Seine Excellenz in den Verſchlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er ſich ſehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Anſichten ſtehen, nicht anders als der erfahrenſte Künſtler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls ſehen, wobei er die wenigen Worte ſagte: Benvennto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er ſich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern ſprach er: Das kleine Modell das ich in ſeinem Hauſe geſehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieſes Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Beſten gereichen, ſo begegnete mir auch ein ſonderbarer Vorfall. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein gewiſſer Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und

weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Schäffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu statten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur auf's beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte; und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franciscus Berthold, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden

müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Puncte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indeſſen als der Notarius ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun alſo der Contract geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäſe, Capaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfing mich zu ſchämen, und ihn, ſo oft er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſo wie auch ſeine Verwandten, die er oft bei ſich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weiſe mir zu ſagen an: es ſey nicht erlaubt, daß ich vor ſo viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entſchließen könnte meine Arbeiten, nur auf drey Tage ruhen zu laſſen; ich ſolle doch ja kommen und es beſehen. Endlich vermochte er ſo viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiſ'te. Mein Neptun war durch vielen Fleiß ſchon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundſätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, ſo dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung ſehen zu laſſen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in ſei-

nem Hauſe ſo freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkoſungen als er; ſo blieb es eine Weile, bis ſie das ausführen konnten, was er und ſein Bruder Philipp ſich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, ſo daß ich mich eines Mittwochs, da zwey Feyertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühſtück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daſelbſt ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet ſchien, denn er begegnete mir auf's freundlichſte, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich ſein ſchamloſes Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich ſchenkte ihr einen ſehr feinen Strohhut, weil ſie verſicherte, keinen ſchönern geſehen zu haben. Als der Abend herbeikam, ſpeiſ'ten wir ſehr vergnügt zuſammen, dann gab er mir ein anſtändiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichſte Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufſtand, wieder dieſelbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu beſehen, das mir ſehr wohl gefiel. Man beſtimmte mir ſo viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, ſagte der Prieſter Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht ſo

ganz gefunden hättet, wie man es euch beſchrieben hat, ſeyd verſichert, man wird euch über das Verſprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtſchaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unſern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Menſch iſt. Dieſer Arbeiter nannte ſich Mariano Roſelli, und ſagte mir mehr als einmal: Sehet nur zu euren Sachen, es wird ſich zeigen, wer von uns der traurigſte ſeyn wird. Als er dieſe Worte ausſprach, lächelte der Bauer auf eine gewiſſe unangenehme Weiſe, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weiſe an das, was mir begegnen ſollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwey Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geiſtlichen, der mich mit ſeinen gewöhnlichen Liebkoſungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühſtück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt ſchon angegangen war, und alle Einwohner ſahen mich mit Verwunderung, wie einen ſeltenen Gegenſtand an, beſonders aber ein wackrer Mann, der ſich ſchon lange Zeit an dem Ort befindet, deſſen Frau Brot auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern beſitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag ſich gern im Ort aufhalten. Dieſer gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hauſe, deſſen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewieſen waren, und ſagte zu mir: Ich bin in eurem Hauſe, und ihr ſollt zur rechten Zeit euren Zins

erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß ihr auf jede Weise mit mir zufrieden seyn möget. Indeß wir so sprachen, bemerkte ich daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich so stark ansehet? Darauf sagte der wackre Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverlässig wie ihr seyd, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein gescheidter Mann sey! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelassen, drum lebt nur so lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr, und man speis'te meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchini Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so

einer gewiſſen vertracten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht ſpeiſen kann, denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten. Durch unſere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeiſen. Als wir die Salate, die in gewiſſen Schüſſelchen aufgetragen wurden, gegeſſen hatten, und man anfing das geſottne Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für Einen Mann. Sandino, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: Habt ihr jemals ſo gute Koſt geſehen? und euch geben ſie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz ordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam, aber ſie beklagte ſich, und ſagte: Meine Speiſen ſchmecken euch nicht, denn ihr eßt ſo wenig. Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maßen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die ein und zwanzig vorbei, und ich wünſchte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiſte fort. Ich war nicht

drey Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun ſchon auf ſolche Weiſe angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergeſtalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ ſie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf ſagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es ſollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieſer Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach die einem Künſtler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er ſolle nur dankbar gegen das Glück ſeyn, da es ihm nach Würden eine ſolche Gunſt erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meiſter Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meiſter Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergeſtalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geſchickte Meiſter Franciscus ſah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine ſtarke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher ſagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du haſt gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdruſſe der

Schelmen, welche dir zu ſchaden gedachten, durchbringen. Darauf verſetzte Meiſter Raphael, das wird eine von den beſten und ſchwerſten Euren ſeyn; denn du mußt wiſſen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verſchluckt haſt. Sogleich unterbrach ihn Meiſter Franciscus, und ſagte: Es war vielleicht ein giftiges Inſect. Da verſetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift iſt, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir ſechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis verwittwete Königin von Frankreich an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich

bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco dem Sohn des Herzogs zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung für's Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereyen und andern Schelmstreichen bemer-

bemerken, daß es mir ſo viel nicht eintrug als ſie mir verſprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta ſelbſt, noch eine beſondere Handſchrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die beſtimmten Einkünfte zuſagte, ſo ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Averardo Serriſtori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quiſtello war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Aleſſandri darunter, genug alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entſchieden ſie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widerſprach, denn er bediente ſich zur ſelbigen Zeit meines Gegners in ſeinen Geſchäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schluſſes verhinderte, und einen erſtaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serriſtori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache ſo lange aufgehalten, bis die Stunde der Seſſion verfloſſen war. Nachdem ſie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Aleſſandri auf dem Platze der Nunciata, und ſagte ohne Rückſicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat ſo viel über uns andere vermocht, daß du wider unſern Willen biſt verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter ſagen; denn der oberſte Gewalthaber der Regierung müßte darüber un-

ruhig werden; genug mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich auf's beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles auf's genauste, und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta, oder diejenigen welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als bestrafen, weil der Gift, indem er

nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwey Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trotzig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben, willst du aber arbeiten, so sollst du

auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix

zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beide Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun ſah daß ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es ſo ſehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte der würdiger geweſen wär', es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur, daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und gingen aus der Werkſtatt in das Haus. Dort ſah die Herzogin mein Modell des Neptuns und des Brunnens zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht daß dieſes Werk den zehnten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedenemal: Hab' ich's euch nicht geſagt? So ſprachen ſie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog, ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn ſie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: Du ſollſt alle Bequemlichkeit haben die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde,

ſoll noch viel mehr werth ſeyn. Mit ſo gefälligen Worten gingen ſie weg, und ließen mich höchſt vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl ſah, daß man zu nichts Anſtalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandter war mein genauer Freund, und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Gunſt erzählte die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber ſagte mir, im Namen der Königin: Ihro Majeſtät wünſche ſehr, das Grab Heinrichs (des Zweyten), ihres Gemahls geendigt zu ſehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſey verlaufen, und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Caſtell zurückkehren; ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hätte, ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachtem Baccio: er ſolle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden ſey, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr

Baccio fröhlich, ſo gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königin meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt der geſchickte Mann wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und ſagte: Wenn ich, ſeitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieſer aber ſagte: das ſey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtand ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Der Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt, er verfiel in ein

peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbei gehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet ſeyen; dann ging ich nach Piſa.

Anhang

zur

Lebensbeschreibung

des

Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunst und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Gleichzeitige Künſtler.
III. Näherer Einfluß.
IV. Cartone.
    1. Des Michelangelo.
    2. Des Leonard da Vinci.
V. Antike Zierrathen.
VI. Vorzügliches techniſches Talent.
VII. Tractate über den techniſchen Theil der Goldſchmiedekunſt und Sculptur.
VIII. Goldſchmiedegeſchäft.
    1. Kenntniß der Edelſteine.
    2. Faſſen derſelben.
        Folien.
        Tinten.
        Spiegel.
    3. Niello.
    4. Filigran.
    5. Email.
    6. Getriebne Arbeit.
    7. Große Spiegel.
    8. Münzen und Medaillen.
    9. Groſſerie.
        Gefäße.
        Statuen.
IX. Sculptur.
    1. Erzguß.
    2. Marmorarbeit

Steine.
Statuen.
Koloſſen.

X. Flüchtige Schilderung Florentiniſcher Zuſtände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellini's.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaſſene Werke.
1. Goldſchmiedearbeit.
2. Plaſtiſche.
Perſeus.
Crucifix.
Ganymed.
Cosmus I. Büſte.
Bronzen von Fontainebleau.
Reſtaurirter Camee.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlaſſene Schriften.
1. Lebensbeſchreibung.
Ueberſetzung derſelben.
2. Zwey Discurſe.
Ueber Goldſchmiedekunſt.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufſätze.
4. Poetiſche Verſuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundſätze, wornach man das Zeichnen lernen ſoll.
XVII. Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir, für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von

der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hiebei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechszehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen; durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sansovino,
Fra Bartolomeo,
Franz Rustici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,
Balthasar Perruzzi,

Tizian,
Giorgione,
Rafael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,
Correggio,
Polidor von Caravaggio,
Roſſo,
Holbein,

der erſte in einem Alter von ein und achtzig, der letzte von zwey Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianin,
Daniel von Volterra,
Jacob Baſſan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vaſari,
Andrea Sciavone und
Tintoret.

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer ſummariſch, in Gedanken zurück und er wird

über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers, ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentiniſchen Schule von mehrern, beſonders auch von unſern Freunden, in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Maſaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmet die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen ſey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; verſucht ſich alſo hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Mahlerey von ſeinem Meiſter, iſt aber ein außerordentlicher Menſch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunſt.

Seine Nachfolger Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt ſich höher und ſchließt ſich an die Poeſie, beſonders an die Geſtalten des Dante.

Brun-

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drey große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor.

Der erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst: worauf denn aber leider eine Art technischer Raserey, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Zeit, und rückt die Mahlerey vor.

Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu studiren; weil die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, in so fern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunstfertigkeit übertroffen, vom ältern Lippi, Boticelli, Ghirlandaio; welche aber alle in der Naturnachahmung stecken bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo und Rafael.

IV.

Cartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer früheren meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſeyn, wie er ſelbſt hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwey gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des Florentiniſchen Staats, als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Mahlerey die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das ſchöne Kunſtcapital, das Lorenz, beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge, zerſtreut und vergeudet. Eine neue republicaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gon-

faloniers und ſeiner Regimentsgenoſſen, von den wür-
digſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im ſieben und vierzig-
ſten Jahre, hatte ſich von Mailand, nach dem Einmarſch
der Franzoſen, auf Florenz zurückgezogen, woſelbſt Mi-
chelangelo, ungefähr im ſechs und zwanzigſten, mit größ-
ter Anſtrengung den Studien oblag. Man verlangte von
beiden Künſtlern Cartone zu großen Gemählden, worauf
man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern
wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf
gedachten Cartonen vorgeſtellten Thaten und Ereigniſſe
in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen
die Piſaner führten, der ſich mit der Eroberung von
Piſa endigte. Die Gründe, warum wir von dieſer Mei-
nung abgehen, werden wir zunächſt anzeigen, wenn wir
vorher eine Darſtellung jener Kunſtwerke mit Hülfe äl-
terer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten im allge-
meinen verurſacht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp
von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahr-
hunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und
ſtand gegen die Päpſtlichen und Florentiniſchen Truppen
unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im
obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück;
die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den
Ihrigen ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Pic-

cinin, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

2.

Carton des Michelangelo.

Die Florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil um sich zu erfrischen oder zu ergötzen das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und, indem er vorschreitet mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben; wir finden dieses gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beinahe jede Behendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, gehen alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunct heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung, hier tauchen zwey Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Senne in ungeheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt, über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht ist sich die Buckeln seiner Rüstung unterwärts der Knöchel zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen — aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Cuiraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint,

unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Speer, einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegscameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen.

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der Päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Au-

genblick des Sieges und trug ihn in einer künstlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, in so fern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefaßt haben. Zwey widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor sich zu verwunden, oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange fest hält und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen strebt, indessen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts dringt, und indem er die Stange selbst gefaßt hat mit aufgehobenem Schwert die Hände derer die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Gebärde und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt, deren zwey, mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen

Waffen, wie ihre Reiter mit künſtlichen, ſich bekämpfen. Wobei der Meiſter, welcher dieſe edle Thiergattung beſonders ſtudirt hatte, mit einem ſeltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte dieſe geſchloſſene, in allen ihren Theilen auf's künſtlichſte angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltſamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwey Figuren, in Verkürzung, zwiſchen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgeſtreckt, ſollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltſam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerſtand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menſchen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, ſo daß ſie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchſten Meiſterſchaft darſtellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künſtleriſchen Zeitgenoſſen erregten, und höher als andere Arbeiten dieſer großen Meiſter geſchätzt wurden, ſind leider verloren gegangen.

Wahrſcheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen ſo groß gefaßten Gedanken

ausführen zu laſſen, und ſchwerlich fühlten ſich die Medicis geneigt, als ſie bald zur Herrſchaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! ſowohl für Künſtler als für Oberhäupter! Und ſehen wir nicht in unſern Tagen, das mit großem Sinne und Enthuſiasmus entworfene, mit ſchätzbarem Kunſtverdienſt begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhauſe vorſtellend, unvollendet? Und wer weiß was von dieſem Werke in drey Jahrhunderten übrig ſeyn wird.

Doch was überhaupt ſo manche Kunſtunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johanns von Medicis zum Römiſchen Papſte. Ihm, der unter dem Namen Leo X. ſo große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem ſolchen Geſtirn zu gedeihen werth war, oder werth zu ſeyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen in welchen ſie aufgehängt geweſen, unverſehrt geblieben, ob ſie abgenommen, verſteckt, vertheilt, verſendet, oder zerſtört worden, iſt nicht ganz gewiß.

Indeſſen trägt der Ritter Bandinell wenigſtens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den erſten unruhigen Zeiten des Regimentswechſels zerſchnitten habe, wodurch uns der Verluſt eines ſolchen Werks

noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich eine nicht allzugroße Copie im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemählde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche sich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten, durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls, bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Compoſition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone ſolche Kriegsbegebenheiten vorſtellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Piſa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vaſari hingegen deutet nur den einen Gegenſtand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem ſeinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwiſchen den verbundenen Florentiniſch-Päpſtlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann dieſe Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche ſeiner Florentiniſchen Geſchichte, mit folgenden Worten umſtändlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu ſchöpfen, denn die Hitze war groß, oder ſonſt zum Vergnügen ſich verlieren mochte.“

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchſten Symbols einer völligen Auflöſung kriegeriſcher Thätigkeit und Aufmerkſamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieſer Meinung um ſo mehr beſtärkt, als in einer ſehr ausführlichen Beſchreibung der Belagerung und Eroberung von Piſa von Palmerius, ſo wie in den Piſaniſchen Annalen des Tronci, welcher ſonſt die

ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Piccinin keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt worden, so zog ihn doch sein Metier und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unübersehlichen Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen

Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemählden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwey Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie

deutlich machen, und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2.

Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen,

welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie z. B. Cellini durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzudunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche in's Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie ein- für allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwey Theilen Kupfer und drey Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschüttelt worden,

wo-

wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie gestoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; sodann, auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold und Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohl geriebenen Emailfarben gemahlt und mit großer Vorsicht in's Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zulötheten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und druckte in diese Form eine feine im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweyten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln

weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise wie es sich zum Zweck am besten schickte erhöht in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhabenen Bunzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Grosserie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oel und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus bis sie rund wird geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centro wird ein Punct gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punct aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Amboseu, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingestochen und die Umrisse mit verschieden geformten Meiseln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen an dem Ende besonders geformten Amboseu die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgesotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meiseln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Aussieden des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann um den Kranz und die Handhaben zu erlangen werden ſie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeſchmolzen, da ſich denn die Form vom Gefäße ablöſ't, welche von der Hinterſeite zugeſchloſſen, wohl getrocknet und ausgegoſſen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erſtenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieſes Metall und macht darüber eine neue Form, um ſolche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunſt kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt iſt, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei dieſem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße ſteigerte. Franz I beſtellte einen ſolchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geſchenk zu machen; allein, obſchon in Frankreich die Groſſerie ſehr häufig und gut gearbeitet wurde, ſo konnten doch die Meiſter mit einer ſolchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zuſammenlöthen der Glieder äußerſt ſchwierig bleibt. Die Art ſolche Werke zu verfertigen iſt verſchieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künſtlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden ſoll; dieſe wird in mehrere Theile

getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten drüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen: wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft, so wie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene oben genannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meiseln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgesotten und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißsieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Färbekessel.

Hierauf gibt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen macht man zweyerlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieses geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und

dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gypsform wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete, wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das sorgfältigste getrocknet, und ist

alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erſte Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meiſter und den Geſellen bei künftiger Ausarbeitung des Guſſes, welcher folgendermaßen veranſtaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In dieſe wird die Form mit Flaſchenzügen hineingelaſſen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgefloſſen, werden thönerne Röhren angeſetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit feſtgeſtampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelaſſenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und ſolche nach den Forderungen der Kunſt mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu ſtehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflaſtert und das im Ofen geſchmolzene Erz in die Form gelaſſen, wobei es denn ſehr viel auf das Glück ankommt, ob ſie ſich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unſern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die techniſchen Kunſtgriffe in dieſem Fache in den neuern Zeiten voll-

kommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbsten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Ungeduld, theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohlen aufzeichnete und sofort dieselbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten

her zuerſt in's Runde zu bringen. Er mißbilligt ſie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entſtehen, die man bei der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße aus einander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frei geblieben

Die Art alſo nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen zu ſeyn. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, ſodann ein größeres von drey Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten in welchem das Maß der vierzig Ellen, als ſo groß der Koloß werden ſollte, in verjüngtem Maßſtab aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern daß auf dieſem Wege die Form in's Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden ſeines Saals ein Profil des Koloſſes, indem er jemanden die Maße innerhalb des Kaſtens neh-

men und ausſprechen ließ. Als auf dieſe Weiſe eine Silhouette gut gelang, ſchritt er weiter fort und verfertigte zuerſt ein Gerippe in der Größe des eingekaſteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufſtellte und an dieſen, wie ihm ſein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befeſtigte.

Er ließ darauf einen Baumſtamm, vierzig Ellen hoch im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme in's Gevierte um ihn her; dieſe letzten wurden mit Bretern verſchlagen, woraus ein ungeheurer Kaſten entſtand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kaſtens ausgemeſſen und aufgebaut. Die Figur ſtand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß ſetzte ſie auf einen Helm, welcher ſo eingerichtet war, daß man in denſelben hineingehen und ſodann die ganze Figur hinauf ſteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf dieſe Weiſe zu Stande war, überzog man ſolches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kaſtens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieſes ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und ſodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk überſehen zu können.

Daß der Kopf dieſes Koloſſes völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern

wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen, und die Leidenschaften des Künstlers von innen, sich solchen Unternehmungen entgegensetzten.

X.

Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit helleren Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher frühern, eignen Lebensbeschreibungen ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentini-

scher Zustände, die je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole und versetzen mit alt-Römischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreyzehnten Jahrhun-

derts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwey Parteyen und kann drey volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie durch äußere Macht genöthiget sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehre streiten; gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen, und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen oder schnell reich gewordne, derb grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich veruneinigen und so die Cerci und Donat und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteyisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie, findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meiſten Städte, ſagt Machiavell, beſonders aber ſolche, die weniger gut eingerichtet ſind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtſchaft, wie viele meinen, ſondern weil Knechtſchaft und Geſetzloſigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei ſo mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteygewalten, entſteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren ſolche Veränderungen ohne Zerſtreuung, Zerſtörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein ſeine eigne Verirrung zu büßen, ſondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortſchaften, woſelbſt ähnliche politiſche Unruhen durch Florentiniſche Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Piſa, Lucca, Piſtoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weiſe Florenz lange Zeit und müſſen dagegen gar viel von der Hab- und Herrſchſucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden; bis ſie alle zuletzt, außer Lucca, welches ſich ſelbſtſtändig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechſelſeitig ein unauslöſchlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindſchaft auf dieſen

oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lukkesern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in den spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, in so fern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden, machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was sich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünschte; Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persönliche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, bestimmen das Schicksal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menschen, und nur selten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein Deutscher Kaiser, oder ein anderer

Prätendent, an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch ſeine Gegenwart das Verworrene auf's höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz: ſo werden die Gebrechen eines übelregierten und ſchlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieſ't man nun in den Florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur ſolche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz wodurch alles getragen wird, als bekannt voraus ſetzen; ſo begreift man kaum wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole anſehnlich vermehrt; man vergegenwärtige ſich, was jede wachſende bürgerliche Geſellſchaft, nur um ihren eignen nächſten Bedürfniſſen genug zu thun, für techniſche Thätigkeiten ausüben müſſe; wodurch neue Thätigkeiten

aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partey angeschlossen, bald selbst als Partey, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwirker treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und besonderm Ansehen, und erblicken alle Handwerker die sich mit Bauen beschäftigen in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden, was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung und man kann sagen welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Puncten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählich entwickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tün-

cher arbeitete dem Mahler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte; so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich auf's Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und

bezahlten sie gut; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch mercantilische Colonien die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zaubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unzerstörliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Va-

terlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern in's Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Puncte wo bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, in's Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteyen den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer

hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemanden zu schaden, jedem zu nutzen! bleibt sein Wahlspruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen anderer zu Hülfe, seine Milde, seine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft. Sogar aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteyhändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch bei wachsenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende die an Bestechung gränzt. So wächst sein Anhang, seine Partey, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch

andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn bei einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften diente ihm statt aller andern Beihülfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genug zu thun, so hoffte seine tiefe Natur in der auflebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genosse einer, nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anstatt daß wohl andere in ähnlichen

Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehne welche der Vater freiwillig, selbst Wohlhabenden, aufdrang und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partey seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereis't die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt.

Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partey. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigne Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; da-

gegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevortheilt und beschädigt zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er sieht seinen zweyten Sohn im dreyzehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, so war er früh zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen gibt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über

den dunkeln Zuſtand mancher ſeiner Zeitgenoſſen erhaben. Ja, man könnte eine der katholiſchen Kirche, dem Papſtthume, drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Dieſem großen, ſchönen, heitern Leben ſetzt ſich ein fratzenhaftes, phantaſtiſches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, ſtörriſch, fürchterlich entgegen, und trübt pfäffiſch die in dem Mediceiſchen Hauſe erbliche Heiterkeit der Todesſtunde.

Eben dieſer unreine Enthuſiaſt erſchüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die deſſen Sohn, der ſo unfähige als unglückliche Peter, verlaſſen und die großen Mediceiſchen Beſitzthümer mit dem Rücken anſehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortſchreitende, ſtufenhafte Ausbildung des gegründeten Zuſtandes Statt haben können, ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomene darſtellen; allein wir ſollen wohl im Lauf der irdiſchen Dinge die Erfüllung des ſchönen Möglichen nur ſelten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente ſeinem Vater gefolgt, ſo hätte wahrſcheinlich alles ein andres Anſehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geiſt konnte die verworrenen Verhältniſſe auffaſſen und die gefährlichen beherrſchen; allein leider ward zum zweytenmale der Mediceiſchen Familie der Name Peter verderblich, als dieſer Erſtgeborne bald nach des Vaters Tod von der ſchwärmeriſch aufge-

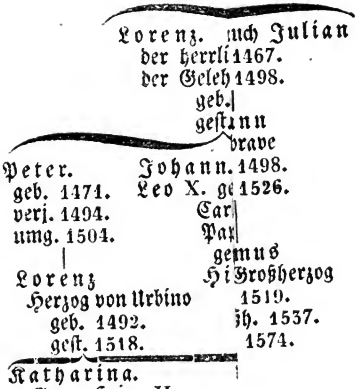
regten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehn Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wiedererlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartey in mehreren Städten Italiens, einen unmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden, dessen Charakter und Handelsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl, als im schwer zu regierenden Parteygänger darstellt.


Lorenz.
der herrli
der Geleh
geb.
gest
Peter.
geb. 1471.
verj. 1494.
umg. 1504.
Johann.
Leo X. ge
Car
Pau
Julian
1467.
1498.
nn
brave
1498.
1526.
gemus
Hi
Lorenz
Herzog von Urbino
geb. 1492.
gest. 1518.
Großherzog
1519.
ch. 1537.
1574.
Katharina.
Gem. Hein. II.
Kön. v. Frankr.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären; ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauſes Medicis.

(Siehe nebenſtehend.)

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerclaſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs verabſcheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich früh zum Goldſchmied und trifft glücklicherweiſe den Punct, von wo er auszugehen hatte, um mit techniſchen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausge-

ſtattet ſich dem Höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt wie der ſeinige mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, ſubalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichſten Florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donato, Ser Brunellesco, Giberti, Verochio, Pollajuolo, aus der Werkſtatt der Goldſchmiede ausgegangen, hatten unſterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein ſolches Handwerk, indem es ächte und große Kunſt zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer ſolchen Verbindung genießt, ſo läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, ſo wie der eigene baare Nutzen, zu erzwecken iſt, gar oft Willkür und Frechheit des Geſchmacks vorwalten.

Dieſe Betrachtung veranlaſſen Cellini und ſeine ſpätern Zeitgenoſſen; ſie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunſt als Helferin, nicht als Meiſterin.

Cellini ſchätzte durchaus die Natur, er ſchätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es ſcheint, mit techniſcher Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernſtem, zuſammenfaſſendem Kunſtgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitsſinn. Von Werkſtatt zu Werkſtatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigſte Zeugniß

ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld, bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bei einem immer produciblen, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessen ungeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äu-

ßere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er in's größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Platze von Florenz im Angesicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus gend-

genöthigt die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je größerm Maßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle erfordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi, und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds Rafaello del Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt als wir an dem Gaſtmahl finden,

wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon iſt die natürliche Folge, daß er ſich dem Verdacht roher Sinnlichkeit ausſetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus ſeiner ganzen Geſchichte am lebhafteſten entgegenſpringt iſt die entſchieden ausgeſprochene, allgemeine Eigenſchaft des Menſchencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn ſich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegenſetzt. Dieſe Reizbarkeit einer ſo gewaltigen Natur verurſacht ſchreckliche Exploſionen und erregt alle Stürme die ſeine Tage beunruhigen.

Durch den geringſten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeſte Verletzung ſeines Beſitzes oder ſeiner Würde zieht eine blutige Rache nach ſich.

Furchtbar ausgebreitet war dieſe Weiſe zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umſtände ſchon wieder loſer geworden und jeder tüchtige Menſch bei mancher Gelegenheit ſich durch Selbſthülfe zu retten genöthigt war. So ſtand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Geſetz und gegen deſſen Pfleger und Diener. Die Kriege ſelbſt erſcheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht ſchon

das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinäle einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religioses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so

verlangt er die innere von ſich ſelbſt, um ſo lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menſchlicher Fehler und Laſter immer aufmerkſam erhalten wird. Sehr merkwürdig iſt es, wie er in der Beſonnenheit, mit welcher er ſein Leben ſchreibt, ſich durchgehends zu rechtfertigen ſucht, und ſeine Handlungen mit den Maßſtäben der äußern Sitte, des Gewiſſens, des bürgerlichen Geſetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre ſeiner Kirche, ſo wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er ſich in ſeiner Gefangenſchaft, weil er ſich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er ſich auf die künſtlichſte und kühnſte Weiſe, zuletzt, da er ſich hülflos eingekerkert ſieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere ſeiner Natur zurück. Empfindung, Leidenſchaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunſtſinn, Sittlichkeit, Religioſität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung ſchwankenden Bewegung und bringen bei großen körperlichen Leiden die ſeltſamſten Erſcheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben ſich Viſionen, geiſtig-ſinnliche Gegenwarten treten auf, wie man ſie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erſcheint die Gewalt ſich innere Bilder zu wirklich gewiſſen Gegenſtänden zu realiſiren, mehr-

mals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren in denen das sonst so stumme Weltall, bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Limbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberey, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande

und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen ſie die Sibyllenberge. Aeltere Romanenſchreiber bedienten ſich dieſes Locals, um ihre Helden durch die wunderlichſten Ereigniſſe durchzuführen und vermehrten den Glauben an ſolche Zaubergeſtalten, deren erſte Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italiäniſches Mährchen, Guerino Meſchino, und ein altes Franzöſiſches Werk erzählen ſeltſame Begebenheiten, durch welche ſich neugierige Reiſende in jener Gegend überraſcht gefunden; und Meiſter Cecco von Aſcoli, der, wegen nekromantiſcher Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält ſich durch den Antheil, den Chronikenſchreiber, Mahler und Dichter an ihm genommen, noch immer in friſchem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun iſt der Wunſch unſers Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianiſcher Geiſtlicher Schätze und andere glückliche Ereigniſſe im Namen der Geiſter verſpricht.

Kaum ſollte man glauben, daß aus ſolchen phantaſtiſchen Regionen zurückkehrend ein Mann ſich wieder ſo gut in's Leben finden würde; allein er bewegt ſich mit großer Leichtigkeit zwiſchen mehrern Welten. Seine Aufmerkſamkeit iſt auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet was zu ſeiner Zeit hervortritt, und ſeine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit ſo viel Parteylichkeit er dieſen oder jenen ſchelten kann, ſo klar und unbefangen nimmt dieſer leiden-

ſchaftlich-ſelbſtiſche Mann an allem Theil, was ſich ihm als außerordentliche Gabe oder Geſchicklichkeit aufdringt; und ſo beurtheilt er Verdienſte in verſchiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf dieſem Wege erwirbt er ſich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gefaßten Anſtand eines Weltmanns. Wie er ſich denn gegen Päpſte, Kaiſer, Könige und Fürſten auf das beſte zu betragen weiß.

Der Verſuch ſich bei Hofe zu erhalten will ihm deſto weniger gelingen, wobei er, beſonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch ſeine Eigenheiten, die er in ſolchen Verhältniſſen ausübt, den Obern läſtig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menſchen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erſcheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er ſich wegen entwendeter Juwelen angeklagt ſieht, iſt eines Meiſters werth, und ſeine Gedichte, obgleich ohne ſonderliches poetiſches Verdienſt, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, deſſen Andenken ſich ſo vollſtändig erhalten hat, auch durch ſolche Aeußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Abſicht auf bildende Kunſt wohl unſtreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er

in dem unschätzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meisel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem ungebändigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiosen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige wornach er sich sehnte recht

gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannichfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefaßt habe sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweyer natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als sechszig Jahren wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; alsobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwey Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutge-

launter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlassene Werke.

1.

Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Bande auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundne

Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowohl im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hornes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvederś nebst anderen Schätzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwey Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis in's Kleinste ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vor's Gesicht zu bringen.

Eben so verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Base, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I be-

ſtimmt und kam als Geſchenk Carls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich und wurde nebſt andern unüberſehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neuſten Zeiten bewahrt. Nun können Kunſtfreunde ſich glücklich ſchätzen, daß dieſes Werk, welches die Verdienſte und Seltſamkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſich ſchließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich iſt.

2.

Plaſtiſche Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er ſich in der Sculptur als Meiſter bewieſen, ſind noch übrig und beſtätigen das Gute, das er von ſich ſelbſt, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An ſeinem Perſeus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz ſteht, läßt ſich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunſtwerken welche uns die Alten hinterlaſſen, vergleicht; doch bleibt er immer das beſte Werk ſeiner Zeit und iſt den Werken des Bandinell und Ammanato vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem ſchwarzen Kreuze iſt das letzte bedeutende Werk, deſſen Cellini in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeitlang in ſeiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es ſich aber gegenwärtig befinde, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II zum Geschenk gesandt. — Der Name des Künstlers ist auf sein Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedekunst

und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neusten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus gedachter, unterirdischer Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem Spanischen verschieden und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das Spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende, oder vielmehr gestorbene Christus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentinische hingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib, bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit

dem Perseus, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unsers Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter fürtrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, in's Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberey unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuillerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit reſtaurirter Camee, ein zweyſpänniges Fuhrwerk vorſtellend, fand ſich in der Gemmenſammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfaſſes, das in der Lebensbeſchreibung eine ſo wichtige Rolle ſpielt, war in der Florentiniſchen Zeichnungſammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, ſo wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, ſind ſchon früher zerſtreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlaſſene Schriften.

1.

Lebensbeſchreibung.

Indem wir zu bewundern Urſache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künſtler zu Theil zu werden pflegt, aus einer ſo gewaltſamen Natur, durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, ſo bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini ſeinen Nachruhm faſt mehr ſeinen Schriften, als ſeinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeſchreibung, ob ſie gleich beinahe zweyhundert Jahre im Manuſcript verweilte, ward von ſeinen Landsleuten höchlich geſchätzt und im Original, wovon er den Anfang ſelbſt geſchrieben

den das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der Deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteylichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbegränztes Individuum, und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die Englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und so viel ich weiß einzige Ausgabe der Cellinischen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts: Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie

er denn auch, zu Schonung mancher Leser das derbe Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit heraus zu geben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwey Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, in so fern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald in's Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist.

Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelet bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur auf's Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, gibt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Mahlerey und Sculptur. Wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verseprunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den

ernsten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedne seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuscripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Ricardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein Deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wohl endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen und durch ihn auf's neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

„Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Mahlerey und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben; so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr

Ueberdruß als Vergnügen, und deßhalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herren, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beibehält sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige ſtöckiſche Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeiſter ſeinen Schülern zu Anfang die ſchwerſten Waffen in die Hände gibt, damit ihnen die gewöhnlichen deſto leichter ſcheinen, ſo könnte ich gar vieles dagegen auf das ſchönſte verſetzen; allein das wär' doch in den Wind geſprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Reſultaten bin, begnüge mich ihnen mit dieſen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das wichtigſte eines ſolchen Talentes immer die Darſtellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, ſo muß derjenige, der ſo etwas gut machen und die Geſtalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen ſind. Haſt du dieſes Gebäude gut im Gedächtniß, ſo wirſt du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel geſagt iſt. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verſchaffſt; es iſt hier die Rede ſie ohne Fehler zu machen und dieſes, kann ich dich verſichern, wirſt du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter ſey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerſt den Hauptknochen des Beines zeichneſt! Denn wenn man einen ſolchen dem Schüler von dem zarteſten Alter vorlegt, ſo

wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste-, doch auf das zweitemal, nachzuahmen sich versspräche, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Knieſcheibe zwiſchen ein und läſſeſt den Schüler dieſe vier Knochen ſich recht in's Gedächtniß faſſen, indem er ſie von allen Seiten zeichnet, ſowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirſt du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er ſey, zählen und in's Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird ſich ergeben, daß wenn ſich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht ſcheinen werden, und ſo wird er nach und nach das ſchöne Inſtrument zuſammen ſetzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unſerer Kunſt beruht.

Laß nachher den Schüler einen der ſchönen Hüftkno-

chen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sennen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Iberni nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders als wie ich gesagt habe.

Sodann lässest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vier und zwanzig

Knochen beſteht. Sechszehen zählt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf ſich trefflich bewegt.

Von dieſem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen; denn ſie ſind ſehr ſchön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieſes Knochenwerk des Rückens ſchließen ſich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, ſo daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu ſehen glaubt. Dieſes Rippenweſen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich am ſechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frei. Von dieſen ſind die beiden erſten klein und ganz knöchern. Die erſte iſt klein, die zweyte größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt porös wie ein Bimſtein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieſer Knorpel iſt nichts anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Senne

vergleichen, denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verstehe wohl! wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kommst Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freien Rippen, wenn sich der Körper dreht, oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unsern des Nabels erscheinen.

Diejenigen welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Mahler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen und ohne ander Studium als schlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerkswesen, wobei sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen, die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehn. Die trefflichen Bildhauer und Mahler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die

gute Arbeit braucht vielleicht nur zwey oder drey Jahre mehr als die ſchlechte. Nun bedenke, ob ſie nicht, da ſie ſo viele Jahre leben ſoll, dieſen Aufſchub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, ſo kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber dieſem Rippenbau befinden ſich noch zwey Knochen außer der Ordnung, die ſich beide auf den Bruſtknochen auflegen und mit einiger Wendung ſich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchſt ſie nicht beſonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, ſondern zugleich mit dem Rippenkaſten mußt du dir ſie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es ſind dieſes die Schlüſſelbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen ſie ſich hinterwärts verbinden, haben die Form zweyer Schaufeln. Es ſind ſehr ſchöne Knochen, die, weil ſie gewiſſe Erhöhungen haben, unter der Haut erſcheinen und daher von deinem Schüler an Statt des Auges zu zeichnen ſind. Es kömmt viel darauf an, daß er ſie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, ſo macht dieſer Knochen verſchiedene ſchöne Bewegungen, welche der, der es verſteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil ſich dieſe Knochen ſehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt ſie Schulterblätter.

An dieſen ſind die Armknochen befeſtigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner ſind. Wenn du dich mit dieſen beſchäftigſt, ſo brauchſt du es gerade

nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten haſt. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt biſt, ſo kannſt du dieſe alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künſtliche und ſchöne Sache iſt. Auch dieſe Theile mußt du genugſam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar ſowohl die rechte als die linke.

Biſt du ſo weit gelangt, ſo kannſt du dich gleichſam zum Vergnügen an dem wunderſamen Knochen des Schädels verſuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile ſtudirt haſt, mit Ernſt vornehmen magſt.

Haſt du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, ſo mußt du ſuchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieſes von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er ſey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das beſte wär', daß du während der Zeit, wenn du das menſchliche Knochengerüſte zeichneſt, nichts weiter vornähmeſt, um dein Gedächtniß nicht zu beſchweren. Nun mußt du noch dieſes wiſſen, daß du auch das Maß aller dieſer Theile dir bekannt zu machen haſt, auf daß du mit mehr Sicherheit, Sennen und Muskeln darüber ziehen könneſt, womit die göttliche Natur mit ſo vieler Kunſt das ſchöne Inſtrument verbindet.

Wenn du nun dieſe Knochen meſſen willſt, ſo mußt du ſie ſo aufſtellen, als wenn es ein lebendiger Menſch wär', z. B. der Fuß muß ſich in ſeiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannſt du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwey Beinen ſtehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannſt du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magſt du das Gerippe, hoch oder niedrig, ſitzen laſſen und ihm verſchiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirſt du dir ein wunderſames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unſerer göttlichen Kunſt erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beiſpiel zeige und den größten Meiſter anführe, ſo betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, deſſen hohe Weiſe, die von allen andern und von allem, was man bisher geſehen, ſo ſehr verſchieden iſt, nur darum ſo wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle ſeine Werke, ſowohl der Sculptur als Mahlerey, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum ſo viel Ehre machen als die ſichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künſtliche Gebäude des Menſchen erſt entſchieden Geſtalt, Maß und Verbindung erhält."

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

„Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien auffetzt, wo man die Schatten verſtärken will; ſoll er ſchwächer ſeyn, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man nach vollendetem Umriß mit der Feder Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelöſ'ter und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß helleren oder dunklern Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Acquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier und bedient ſich der ſchwarzen Kreide den Schatten, und des Bleiweißes das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabiſchem Gummi ver=

vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück; ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brotkrume die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſey; die Mahlerey aber iſt eine Zeichnung mit Farben gefärbt wie ſie uns die Natur zeigt.

Man mahlt auf zweyerlei Weiſe, einmal daß man die ſämmtlichen Farben nachahmt wie wir ſie in der Natur vorfinden; ſodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unſern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens unendliche

Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung der Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Mahler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Mahlerey so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Mahlerey geben, als wenn man sagt: sie trete derge-

ſtalt hervor, daß ſie als erhoben erſcheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Mahlerey, einer angenehmen und reizenden Tochter, angeſehen werden müſſe.

Der Mahler ſtellt nur eine der acht vornehmſten Anſichten dar, welche der Bildhauer ſämmtlich leiſten muß. Daher wenn dieſer eine Figur, beſonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und ſtellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Anſichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten, ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint, deßwegen er die erſte Anſicht, die er bei ſich ſchon feſtgeſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweyten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen ſetzt. Ja man kann ſagen, daß es nicht etwa nur acht, ſondern mehr als vierzig Anſichten gibt; denn wie er nur ſeine Figur im geringſten wendet, ſo zeigt ſich ein Muskel entweder zu ſehr, oder zu wenig, und es kommen die größten Verſchiedenheiten vor. Daher muß der Künſtler von der Anmuth der erſten Anſicht gar manches aufopfern, um die Uebereinſtimmung rings um die ganze Figur zu leiſten; welche Schwierigkeit ſo

groß iſt, daß man niemals eine Figur geſehen hat, welche ſich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunſt ſich recht vorſtellen, ſo kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maßſtabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei ſeinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, ſo endigte er es gewöhnlich in ſieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein ſolches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunſtfleiß vollenden geſehen. Dieſes leiſtete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wunderſamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen ſieben Tage annehmen. Wollte er aber eine ſolche Statue in Marmor ausführen, ſo brauchte er ſechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunſt dienen; denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemahlte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Mahlerey nicht an der Schwierigkeit ſo vieler Anſichten haftet. Wir dürfen daher wohl ſchließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerey nicht bloß von der Materie herkomme, ſondern die Urſache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leiſten, welches bei der Mahlerey nicht der Fall iſt.

Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Mahlerey weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Rafael und viele andere Mahler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, wel-

ches nur daher kam, weil er beſſer als jeder andere eine Statue zu machen verſtand.

Deßwegen finden wir ſo viel Zierlichkeit und Anmuth in ſeinen architektoniſchen Werken, daß unſere Augen ſich an ihrem Anſchauen niemals genug ſättigen können.

Dieſes habe ich nicht ſowohl um des Streites der Bildhauerkunſt und der Mahlerey willen hier anführen wollen, ſondern weil es viele gibt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunſt geſchienen und die, als völlige Idioten, ſich unterſtehen, Werke der Baukunſt zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meiſter Terzo, einem Ferrareſiſchen Krämer, der mit einer gewiſſen Neigung zur Baukunſt und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward ſo kühn, daß er ſein erſtes Gewerb verließ und ſich der Baukunſt ganz ergab. Er pflegte zu ſagen: die vollkommenſten Meiſter dieſer Kunſt ſeyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo geweſen; außer dieſen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er ſich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erſte geweſen, der die Baukunſt nach ſo vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem ſie unter den Händen barbariſcher Handwerker völlig erloſchen. Wohl haben ſich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Bal-

thaſar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt iſt ſie auf den höchſten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteſte Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunſt erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er ſich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu ſprechen, da ich denn auch die Perſpective abhandeln und nächſt dem was ich aus mir ſelbſt mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer ſchönen Schrift deſſelben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger ſäumen und dasjenige, was ich bisher geſagt habe, denen übergeben, die mit größern und beſſern Gründen, ohne Leidenſchaft dieſe Dinge abzuhandeln werden im Stande ſeyn."